Der

Reformkatholizismus

die

Religion der Zukunft.

Für die Gebildeten aller Bekenntnisse

dargestellt von

Josef Müller
Doktor der Philosophie.

Würzburg.
Andreas Göbel's Verlagsbuchhandlung.
1899.

Preis M. 1,50.

Der

Reformkatholizismus

die

Religion der Zukunft.

Für die Gebildeten aller Bekenntnisse

dargestellt von

Josef Müller
Doktor der Philosophie.

Würzburg.
Andreas Göbel's Verlagsbuchhandlung.
1899.

Paul Scheiner's Buchdruckerei, Würzburg, Dominikanergasse 6

Inhalt.

Vorwort.

Marcel Prévost sagt in einer Skizze über Maeterlink: „In alten Zeiten war das Leben bekannt, die Menschen wußten über alles wesentlich Bescheid, da sie ihr Reiseziel und ihre letzte Herberge kannten, in der sich ihr Ruhebett befand. Als ihnen dies elementare Wissen durch die Wissenschaft selbst entrissen wurde, freuten sich die einen, da sie glaubten, von einem Alp aufzuatmen; die andern klagten, denn sie fühlten wohl, daß man ihnen außer allen anderen noch eine neue Last aufgebürdet hatte, die schwerer war als die anderen zusammen: die Bürde der Ungewißheit. Dies Empfinden gebar eine ganze Literatur des Schmerzes, der Empörung gegen diese Last, des Hohnes gegen den stummen Gott. Diesen Wutausbrüchen aber folgte ein Nachlaß. Es entstand eine Literatur der Trauer, Unruhe und Lebensangst. Der Aufstand wurde für unnütz, die Verwünschung für knabenhaft gehalten; durch vergebliche Angriffe gewitzigt beschied sich die Menschheit allgemach, nichts zu wissen, zu fühlen, zu schreien — als von weither."

Sollte nicht eine Wiedergeburt des idealen Lebens möglich sein, eine Wiedergeburt auf neuerer besserer Basis ohne die mindeste Einbuße des geistigen Fortschritts, ja vielmehr auf Grund des geistigen Fortschritts? Es ist ein sonderbarer Fortschritt, der in Unglaube, moralische Mattherzigkeit und Trostlosigkeit endet; es ist ein verdächtiges Wissen, das in dem

Hauptsatz gipfelt: Über das Wesen der Dinge, Ziel der Welt und Menschheit können wir nichts wissen und werden nie etwas wissen. Ich meine, es dürfte eine Revision des Ideengangs, der zu solchen Resultaten führt, am Platze sein.

Ich habe den Reformkatholizismus als die Religion der Zukunft bezeichnet, nicht den Katholizismus, wie er jetzt landläufig sich darstellt und vielfach bei Außenstehenden, ja selbst bei den eignen Angehörigen zum Anstoß geworden ist, sondern wie er unbeschadet seiner Grundlagen auf Grund tieferer Einsicht neu gestaltet werden kann. Wie? davon handelt das gegenwärtige Schriftchen. Die Frage der Reform ist in der katholischen Kirche zur brennenden geworden. Sie läßt sich weder mehr tot schweigen noch tot schlagen. In Amerika hat ein hervorragender Kirchenfürst sich an die Spitze der Bewegung gestellt, in Deutschland hat der Würzburger Universitätsrector Dr. Herman Schell die weckende Stimme erhoben. Auch Schreiber dieses hat schon vor Schell's epochemachender Schrift in seinen Werken wie in Tagesblättern Reformgedanken in ganz ähnlicher Weise angeregt, hat auch Zustimmung von allen Seiten gefunden, ist aber andererseits auf Befeindung von geradezu infernaler Bosheit gestoßen. Jetzt dürfte der Weg besser geebnet sein. Es bedurfte der gewichtigen Stimme des Würzburger Rektors, um ein größeres Publikum für die Bewegung zu interessiren. Wenn ich neuerdings das Wort ergreife, so geschieht es keineswegs, um schon Gesagtes wieder breit zu treten. Man wird durchaus Neues finden. Schell's und Ireland's Schriften setze ich voraus. Aber es gilt, eine Lücke auszufüllen. Man kann nicht den Katholizismus als Prinzip des Fortschritts proklamiren, bevor wichtige apologetische Grundfragen über Berechtigung der Religion, des Christentums und der Kirche überhaupt gelöst sind. Der berühmte Würzburger Apologet hatte das Recht, diese Fragen in seiner Brochüre bei Seite zu setzen, da er über sie ein gründliches Werk in meisterhafter, bilderreicher Sprache zu schreiben im Begriffe ist. Da

aber Schell's Werk noch nicht vollendet, auch zu groß angelegt ist, um allen zugänglich zu sein, habe ich es unternommen, die Grundessenz der Apologetik in möglichster Kürze hier voraus-zuschicken, woran sich dann die reformatorischen Gesichtspunkte anreihen. Ich bemerke noch, daß das Gebotene auf eignen intensiven Studien beruht und nach den allerneuesten Forschungen gearbeitet ist, den gebräuchlichen apologetischen Werken gegenüber also vielfach Neues und Gediegneres bietet. Selbstverständlich kann von erschöpfender Behandlung der gesamten Apologetik keine Rede sein; ich habe mich nur auf die Grundfragen beschränkt, und auch hier nicht den ausführlichen Weg der Forschung gegeben; stehen aber die Resultate fest, wie ich sie folgere, dann ist der Katholizismus als die wahre Religion gesichert. Für eingehendere Studien sind die wichtigsten Spezialwerke angegeben oder können leicht erfragt werden.

Der Reformkatholizismus ist eine Macht, die nicht mehr ignorirt werden kann; es ist darum gewissen Agitatoren zu raten, mit den gebräuchlichen Schlagworten wie Ultramontanismus, Jesuitismus, womit sie den Katholizismus bekämpfen, sparsamer zu sein, nachdem wir uns von solchen Tendenzen energisch losgesagt haben. Es wird an der Zeit sein, die Reformkatholiken mit in Rechnung zu setzen, wenn man von der katholischen Kirche spricht. Sollte unsere Zahl zu gering erscheinen, so dürfte zu bedenken sein, wie wenig Ermutigung neuere Ideen oben finden, wie wenige also den Mut finden, mit ihren Herzensgedanken hervorzutreten; es darf ferner auch wohl gemahnt werden, statt auf die Zahl, auf die Qualität zu blicken; denn, sagt Erzbischof Ireland, „man muß manchmal die Wahrheit reden selbst auf Kosten der Bescheidenheit.“

Da die Schrift irenisch wirken soll, so ist überall in der Beurteilung schonend zu Werke gegangen worden. Nur wo das achte Gebot verletzt wurde, da ist Verfasser, wie schon früher, schärfer ins Zeug gegangen. Es thut ihm leid; aber seine Natur ist einmal so.

Als Verfasser an die Herausgabe ging, ist ihm von wohlmeinender Seite geraten worden, ein Pseudonym zu wählen. Er hat es aber vorgezogen, wie er es bisher stets that, mit seinem vollen Namen die Verantwortung für seine Gedanken zu tragen. Er ist sich der edelsten Absicht bewußt und steht ruhig im Vertrauen auf das Wort der Schrift Sirach 4, 33: „Für die Gerechtigkeit streite aus allen Kräften und bis zum Tod und Gott wird für dich deine Feinde niederkämpfen."

Vorliegender Schrift, die sich auf die wissenschaftlichen Reformen beschränkt, wird in Bälde eine zweite, welche die seelsorglich-praktischen, Schul-, socialen und politischen Verhältnisse ins Auge faßt, nachfolgen.

Würzburg, 23. September 1898.

Der Autor.

I. Apologetische Grundfragen.

Quod manet infectum, nisi tu confeceris
ipse mandatum a summo tu tibi crede deo.

§ 1. Religion.

Religion ist das Ringen nach Weltverständnis und Geisteserlösung. Sie ist der innerste, wahrste und mächtigste Drang des Geistes und verläugnet sich nirgends, wo gesundes normales Denken herrscht. „Nicht weil der Mensch Mensch ist," sagt Lazarus, erkennt er Gott, sondern weil er Gott erkennt, ist er Mensch, d. h. Gotterkenntnis gehört zum Begriff des Menschen und ist nicht blos ein accidentales Merkmal desselben; und auf welcher Stufe diese seine Gotterkenntnis steht, auf derselben Stufe steht auch sein Menschtum." Wo immer unverfälschtes Volkstum lebendig ist, da bildet die Religion die innerste, wärmste und kräftigste Triebkraft des gesamten Handelns, die schaffende Quelle aller Segnungen für den Einzelnen und die Gesamtheit, die Seele gleichsam, wodurch der Volksgeist lebt. Die Furcht Gottes war bei den Alten stets Anfang und Ende aller Weisheit und ein gottgefälliges Handeln Voraussetzung eines glücklichen Lebens. „Erinnerst du dich nicht" sagt Sokrates bei Xenophon (Mem. 1, 4), „oder bemerkst du nicht Aristodemus, daß die Königreiche und Freistaaten, die den größten Ruhm der Weisheit und des langen Bestehens haben, diejenigen sind, deren Frömmigkeit und Andacht am hervorstechendsten gewesen ist, und daß der Mensch niemals geneigter ist, der Gottheit zu dienen, als in dem Abschnitte des Lebens, wo die Vernunft die größte Herrschaft übt und sein

Verstand sich in voller Kraft und Reife befindet?" Religionslosigkeit war den Alten von Wahnsinn nicht entfernt. „Es ist klar" sagt Herodot (3, 38), „daß Kambyses in Raserei geraten war; er würde sich sonst nicht vermessen haben, über Kultussachen und Religionssatzungen zu spotten. So etwas kann nur ein Rasender thun."

Heutzutage hat sich das Bild geändert. Die Irreligiosität hat sich mit dem Nimbus der Wissenschaftlichkeit bekleidet und verdeckt mit diesem erlogenen Glanz ihre Blößen. Es gilt als ausgemacht — und das wissen heutzutage schon die Handwerksgesellen — daß von den jenseitigen Dingen niemand etwas wissen kann, daß alles, was man seit Anfang der Welt darüber gedacht und geschrieben hat, Mythus, Begriffsdichtung ist, daß der Hang zur Transzendenz nur psychologische resp. pathologische Bedeutung hat als Ausgeburt der künstlerischen Phantasie, welche die irdischen Erlebnisse phantastisch zu gestalten und über das Diesseits zu verlängern liebe, als Wunschverlangen, welches das Glück, das heiß ersehnte, aber hienieden nie gefundene, ins Jenseits projizire, damit aber doch nur eine täuschende Fata Morgana erschaffe. Wahn, überall Wahn! Laßt alle Hoffnung fahren, über das Welträthsel Näheres zu erfahren! So lautet das neue Evangelium. Viel besser als solchen Phantomen nachzujagen sei, endgültig auf solche Traumbilder zu verzichten und die kostbare Zeit und Mühe den Aufgaben des irdischen Lebens zu widmen. Dem Tüchtigen sei ja diese Welt nicht stumm, wie der große Goethe gesagt hat, und die rege Beteiligung an der Kulturarbeit sei wertvoller und ersprießlicher als das eigennützige und hoffnungslose Schwärmen nach einem jenseitigen Ideal.

Unsere Philosophie ist bescheiden geworden, sehr bescheiden, wenigstens soweit religiöse Tendenzen in Frage kommen, und das Schlimmste ist, daß mit dem voreiligen Aufgeben aller idealen Bedürfnisse sofort eine wahre Abneigung, Fragen metaphysischer Art überhaupt zu berühren, herrschend geworden ist. Es gilt geradezu als unanständig und als grober Verstoß gegen den guten Ton, von so zweifelhaften Materien wie Gott, Kirche, Unsterblichkeit in Gesellschaft nur zu reden und man kann mit

den wohlerzogenen Kindern unserer guten Welt Jahre lang verkehrt haben, ohne zu merken, ob sie katholisch oder protestantisch, heidnisch oder muhamedanisch, ja überhaupt irgend eines Glaubens sind. Es mutet uns seltsam fremdartig an, wenn wir z. B. in Riehls Kulturstudien lesen, daß unsere frommen Voreltern keinen Brief anders als mit einem Laus Deo begannen, einen Frachtbrief z. B. mit den Worten anhuben: „Unter dem Geleite Gottes und des Fuhrmanns N. N. übersende ich hiemit drei Tonnen Häringe," jeden Vertrag „im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit" begannen; wir lesen mit Wehmut, wie der mittelalterliche Dichter am Schlusse seines Werks bittet, „daß jeder, der dies Buch liest, seiner Seele Gnade wünsche," damit er für Müh' und Zeit, so er auf die Arbeit gewandt, „den frohen Lohn erschaue — daß wer sich dran erbaue — dereinst nach seinem End' — zu Gott empor die Händ' — heb' für der Seele Heil" — ein moderner Dichter würde sich durch so etwas lächerlich machen. Nur im Muhamedanismus und anderen noch weiter zurückgebliebenen Religionen durchdringt der religiöse Gedanke noch das gesamte öffentliche und private Leben; dort legt bei dem Ruf des Mueddin der Handwerker sein Gerät zur Seite, der Kaufmann die Ware, unbekümmert um seine Kunden und spricht sein Gebet; dort ist der Sultan nur Fürst als Herrscher aller Gläubigen und das spezifisch konfessionelle Denken giebt dem Alltäglichsten besondere Tinktur: „der Winter ist heuer früh gekommen, Allah hat es so gewollt" sagt z. B. der Türke. Bei uns im Gegenteil zeigt sich die Tendenz, das spezifisch Konfessionelle und überhaupt Religiöse immer mehr und mehr aus dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben, aus Staat, Schule, Gemeinschaft als ein störendes und anstößiges Element hinauszudrängen, wodurch natürlich auch der privaten Pflege der Nährarm unterbunden wird. Ja ein wahrhaft tierisches Behagen an der Gottentfremdung, eine Lust, sich recht fern von Gott im irdischen Dasein heimisch zu machen nimmt immermehr überhand. „Nirgends", sagt Pascal, „zeigt sich mehr die schlimme Verfassung des Menschen, als wenn einer die Wahrheit der göttlichen Verheißungen nicht wünscht." Soweit ist ein großer Teil der Menschheit

heutzutage. Statt den Verlust des hehren Glaubens wenigstens zu bedauern, zeigt man darüber noch Freude und putzt die Blößen der Geistesverarmung mit allerlei glänzenden Lappen. Eine Art Theophobie macht sich in mitunter kläglicher, ja komischer Weise bemerkbar. Ambros erwähnt in seiner Schrift über „Die Grenzen der Musik und Poesie" als Charakteristikum, daß in den Ausgaben der Pastoralsymphonie die Überschrift „Gott", die Beethoven über das Finale gesetzt hat, gewöhnlich fehle. Die norddeutschen Kritiker, denen der Glaube an Gott zufällig abhanden gekommen sei, hätten dies übersehen und daher den Zusammenhang der Symphonie nicht verstanden. Ähnlich wie Beethoven ist es einem andern deutschen Komponisten ergangen. In Lortzings „Waffenschmied" wird die letzte Strophe des Schlußliedes immer hinweggelassen. Sie ist für unser modernes Theaterpublikum freilich auch recht anstößig:

Einst waren die Menschen im Glauben vereint,
Zufrieden mit Gott und Natur,
Man hat nicht wie heute fast alles verneint,
Man schätzte als Menschen sich nur.
O reichet euch wieder die Bruderhand,
In Glaube und Sitte ein Vaterland —
Hinweg mit dem nutzlosen Streit!
Das wär' eine köstliche Zeit!

Ein Seitenstück dazu ist die Aufführung des Goethe'schen „Faust", der ich einmal in einem der berühmtesten Theater beiwohnte. Dort wurde die Stelle, wo Mephisto von der Kirche sagt, daß sie ganze Länder schon aufgefressen und allein Unrecht Gut verdauen könne, schmunzelnd und behaglich mit großem Beifall des Publikums breitgetreten, als ich aber erwartete, daß nun auch der „Jud und König" seinen Teil erhalte, harrte ich vergebens. Denn dieser Teil war viel zu staatsgefährlich gehalten, um in der Öffentlichkeit gesagt werden zu dürfen. Also die katholische Kirche steht an Wertschätzung bereits unter dem Judentum. Das sind kleine Dinge, aber sie sprechen viel. Dabei ist man keineswegs gewillt, die Religionsgegnerschaft auch wirklich zuzugeben; man will bei völliger Aufgabe der Sache den Schein noch wahren. Wenn Pantheisten, wie Spinoza, Hartmann, Fechner, Paulsen mit großem Pathos von Gott und Religion sprechen,

welchen Sinn können sie mit diesen Worten noch verbinden? „Gott," sagt Schopenhauer, „ist in der neueren Philosophie, was die französischen Könige unter dem Major domus waren: ein leerer Name, den man beibehält, um unangefochtener sein Wesen treiben zu können." Paulsen meint, die Religion habe die Aufgabe, den Sinn der Dinge nicht mit Begriffen für den Verstand sondern mit heiligen Sinnbildern für das Gemüt zu deuten. Die Religion gebe ihre Deutungen unbekümmert um die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Konstruktion. Paulsen stellt sich die Religion als eine Art künstlerischer Ausschmückung des prosaischen Alltagslebens, als eine höhere Gattung von Fabeldichtung vor, die nützliche Moralanweisungen unter gefälliger Einkleidung biete. Aber was das religiöse Gemüt ersehnt, sind nicht solche Spielereien, sondern 1. Belehrung über das Weltgeheimnis. 2. Trost und Befriedigung der Erlösungssehnsucht. Dazu bedarf es reeller Kost, wirklicher Offenbarungen und gnadenvoller Beseligung; das aber kann eine blose Allegoriedichtung nicht bieten. Der bunte Regenbogen der Dichtkunst kann nicht haltbarer Schwibbogen der Wirklichkeit werden, auf dem wir wie die alten Götter zur ewigen Walhalla eingehen können. Wo keine Wahrheit oder nur poetische Wahrheit, da ist keine Religion. Symbolik ist etwas Schönes als pädagogische Einkleidung, wenn die Wahrheit des Sinnbilds schon anderswoher gesichert ist; als blose geistreiche Erfindung ist sie für das heilsbedürftige Gemüt wertlos. Paulsen scheint seine Religionsidee von Schiller's Göttern Griechenlands entlehnt zu haben, den „schönen Wesen aus dem Fabelland," aber selbst diese wurden geglaubt und selbst bei Schiller ist die Dichtung nur die „zauberische Hülle," die sich „lieblich um die Wahrheit wand." Glaube ist kein Phantasiespiel, sondern, wie Tolstoi sagt, der Sinn des Lebens: Glaube verlangt ein persönliches Verhältnis zum Urheber des Daseins, eine wirkliche Erfüllung mit höherem Licht und überirdischer Gnade. So dachten sich ihn ausnahmslos alle Völker, mit diesem Anspruch und dieser Verheißung tritt uns die Religion überall entgegen, wo sie wirkliche, natürliche Lebensschöpfung, erprobtes Lebensprinzip eines geschichtlichen Volkes

und nicht blos ausgeklügeltes Stubenprodukt eines an der transzendenten Wahrheit verzweifelnden Denkers ist; nur als solche kann sie auch dem Handeln kräftigen Impuls, den Institutionen des Gemeinlebens Festigkeit und Autorität geben. Sollte die gesamte Überzeugung der Menschheit, die Basis aller Gesellschaftsentwicklung eine fortgesetzte Lüge gewesen sein? Solches Schlußergebnis dürfte doch zu nochmaliger ernsten Prüfung auffordern. Tolstoi, der große Moralist, der wie ein unbequemes böses Gewissen unseren Schönrednern in den Weg tritt, sagt in seiner Selbstbiographie: „Die Menschen halten es für eine Schande, wenn sie die letzten Aussprüche der Weisheit eines Spencer, Helmholtz . . nicht kennen, aber von Buddha, Brahma, Konfuzius, Epiktet, Isaias kennen sie manchmal den Namen, manchmal auch nicht und es fällt ihnen nicht ein, daß man die Bücher dieser Religionen für fünf Rubel kaufen und in zwei Wochen lesen kann und daß in diesen Büchern, nach welchen die ganze Menschheit gelebt hat und noch lebt mit Ausnahme von 0,007 fast unbekannter Wesen, die ganze menschliche Weisheit, alles das enthalten ist, was die Menschheit zu dem gemacht hat, was sie ist.“ Tolstoi erzählt ferner, wie ihn nach der Verwerfung des orthodoxen Glaubens das Suchen nach Gott beständig beunruhigt habe. „Immer wieder gelangte ich zu der Erkenntnis, daß ich doch nicht ohne jeden Grund und ohne jeden Sinn auf die Welt kommen konnte, daß ich doch nicht ein aus dem Nest gefallener kleiner Vogel sein könne, als welcher ich mich fühlte. Mag ich selbst, ich der herausgefallene Nestling, auf dem Rücken liegen und im hohen Gras zwitschern, ich zwitschere doch deshalb, weil ich weiß, daß meine Mutter mich unter dem Herzen getragen, mich ausbrütete, wärmte, nährte, liebte. Wer ist sie, diese Mutter?“ Und wehmütig bekennt er: „Ich erinnere mich, daß ich nur dann lebte, wenn ich an Gott glaubte. Gott erkennen und leben ist ein und dasselbe; denn Gott ist das Leben.“

Zur Lösung des religiösen Problems sind einige philosophischen Voruntersuchungen notwendig, vor allem der Vernunftbeweis vom Dasein Gottes, dann die Begründung der Substanzialität der Seele, wodurch die Möglichkeit eines jenseitigen

Fortlebens gegeben ist. Diese Probleme habe ich ausführlich nach dem Stand der jetzigen Wissenschaft und in vielfach eigenartiger Weise in meinem „System der Philosophie" (erschienen 1898 bei Kirchheim in Mainz) behandelt und weise hiemit darauf zurück. Unsere Aufgabe ist nunmehr, den wirklichen Manifestationen des göttlichen Geistes in Völkern und Zeiten nachzugehen und die Realität der Offenbarung zu begründen. Fand die Vernunft schon im physischen Kosmus deutlich die Spur einer höheren Hand, so tritt uns in der Entwicklung des Menschengeistes, in der Völkergeschichte ebenso bemerkbar die höhere Führung und Erleuchtung vor Augen. Mannigfach und vielgestaltig — denn Uniformität und Einheitsschablone war offenbar nicht der Wille des Weltlenkers — sind die Funken des Logos spermatikos, des „Lichts, das alle Welt erleuchtet," ausgestreut über die Völker, sie kreuzten und amalgamirten sich mit dem Menschengeist, mit dessen Träumen und Sinnen, und so sehen wir Buddha, Laotse, Lykurg, Solon, Numa als Religionsstifter und Verfassungsgeber in ihren Völkern auftreten und die Grundlage zum Bestand des Gemeinschaftslebens legen. „Aber" — so könnte man mir entgegnen — „hältst du denn diese Männer für gottgesandte und erleuchtete Propheten?" Gemach! so nenne ich sie nicht in dem eigentlichen übernatürlichen Sinn; schon die zahlreichen Widersprüche in den Naturreligionen deuten auf menschlich-fehlbaren Ursprung; immerhin war aber der Wahrheitsgehalt selbst der schlechtesten Religion noch groß und segensvoll genug, um Lebensprinzip für ein Volk werden zu können, was ich den modernen philosophischen sogenannten Religionen nicht zutrauen würde. Man darf nicht schließen: Die Religionen widersprechen sich, also sind alle falsch, sondern wir müssen sagen: Auch die geringste wirkliche Volksreligion muß noch Wahrheit und Kraft besitzen, denn ein Volk lebte von ihr und konnte Jahrhunderte durch sie bestehen.

Freilich kann nur *eine* Religion die *absolut wahre* und eigentlich gottgeoffenbarte sein. Diese muß sich als solche vor dem Richterstuhl des Verstandes bewähren und untrügliche Kriterien übermenschlicher Herkunft aufweisen können.

Ohne die Thatsache einer vollkommnen eigentlichen Offenbarung wäre die Weltgeschichte eine Frage ohne Antwort, ein Drama ohne Lösung, ein Rätsel ohne Deutung. Wir stünden ratlos in der Schöpfung, geboren mit Anlagen und Bedürfnissen, denen keine Befriedigung winkte, gepeinigt von Zweifeln, die nirgends gelöst werden könnten, von einem Wahn besessen, der nicht zu heilen, verdammt, einem Trugbild nachzujagen, das uns bei jedem Versuch der Annäherung neckisch entschlüpft. Unsere innerste Natur wäre verfälscht, ein böser Dämon müßte den Menschen geschaffen haben und sich an seiner Täuschung und Ratlosigkeit ergötzen.

Als absolute Religion kann nur das Christentum in Frage kommen. Die gesamte moderne Entwicklung fußt in ihren edleren Bestandteilen auf dem Kapital, das Jesus von Nazareth in die Menschheit geworfen; die Zeit hat es nach seinem reichen Inhalt ausgemünzt, vertieft und verwertet, aber nichts Neues, Positives in religiöser und ethischer Hinsicht hinzugewonnen. Sehen wir nun, ob Christus sich als der Gottmensch noch heute rechtfertigen kann.

§ 2. Christus, der Gottmensch.

„Jesus Christus stirbt nicht. Es ist eine wunderliche Idee, als könnte das deutsche Volk in einem halben Jahrhundert vergessen, daß es Jesum ein Jahrtausend geliebt hat. Der ‚Heliand‘ grüßte die Deutschen bei ihrem Erwachen, Luthers ‚lieber Herr Christus‘ stand bei ihnen, als sie mündig wurden, endlos ist dieser Christus in die Gemüter hineingebetet, -gepredigt, -gesungen worden. Mit seinem Namen starben lange Reihen unserer Väter, und nun kommt heute eine Partei und denkt, mit etwas natürlicher Schöpfungsgeschichte und etwas historischem Kritizismus diesen Jesus aus den Seelen blasen zu können. Wenn irgendwo, so liegt hier die Oberflächlichkeit auf der Hand. Eine große Gestalt verdrängt man nur durch eine noch erhabenere Größe. Wen aber will man in die leere Nische stellen, aus der man Jesum wegzutragen versucht? Sollten Marx und Darwin etwa Jesum ersetzen? Beide sind

uns in ihrer Art bedeutend, wir gönnen ihnen einen goldenen Lorbeer, wie ihn Goethe und Schiller in der Hand haben, aber mehr als die Klassiker einiger Jahrzehnte sind Marx und Darwin nicht. Jesus aber überdauert die Tage der Völker, er bleibt — weil er unersetzlich ist."

„Es gehört zum Geheimnis der ewigen Jugend Jesu, daß er für alle Zeiten eine frische Entdeckung ist. Er erscheint vor dem geistigen Auge stets in einer Art, daß man meint, ihn vorher noch nicht recht gekannt zu haben. So war Jesus neu, als ihn Luther verkündigte, so wird er neu sein, wenn unser Volk sich wieder zu ihm wendet. Wir werden in die Sprüche der Evangelien mit glücklichen Händen hineingreifen, wie man in neu gefundene Kleinodien sich vertieft. Worte, welche bis jetzt von den Theologen für nebensächlich angesehen wurden, werden in den Mittelpunkt des Glaubenslebens treten." (Naumann, Was heißt christlich-sozial? S. 6 und 7.)

Der Heiland war sicher der größte Erdengeist, aber war er auch wirklich Gott? Hat er sich selbst Gott, dem Ewigen, gleichgestellt oder sind die Ausdrücke Sohn Gottes, Messias nur im Sinne von Gesandter Gottes, Prophet seiner Lehre zu nehmen? Daß ist die Frage, auf die es zunächst ankommt.

„Wäre Jesus nicht mehr als ein großer Theolog und edler Heldengeist, so wäre er viel weniger als das," sagt Roscher in den „Geistlichen Gedanken eines Nationalökonomen." „Hier täusche sich niemand. Wenn man noch so skeptisch den Kern der evangelischen Überlieferung aus späteren Zusätzen herausschält, so bleiben immer noch Beweise genug übrig, daß Jesus selbst für etwas ganz anderes, viel höheres hat gelten wollen. So sind die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls gewiß authentisch überliefert, da sie schon Paulus übereinstimmend mit den Synoptikern bezeugt, dergleichen Abschiedsworte eines geliebten Sterbenden schon bei gewöhnlichen Menschen treu erhalten werden und bei solchen Religionsformeln bis auf unsere Tage herab jede Änderung den lebhaftesten Widerstand findet. Aus diesen Einsetzungsworten geht mit Sicherheit hervor, nicht blos daß Jesus freiwillig in den Tod gegangen ist, sondern auch daß er es gethan, um die Menschheit mit Gott zu ver-

söhnen. Auch Stellen wie Mat. 10, 37 und 11, 28 tragen im höchsten Grad den Stempel der Ursprünglichkeit an sich. ‚Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert,‘ so spricht nur ein ganz herzloser, dabei unmäßig eitler und selbstsüchtiger Fanatiker oder — ein Wesen, das auf geheimnisvolle, übernatürliche Weise mit dem Urgrund alles Guten, der zugleich die Liebe selbst ist, zusammenhängt. ‚Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seit, ich will euch erquicken‘ das ist der Ausspruch entweder eines Leichtsinnigen, der keine Ahnung von dem Jammer der Menschheit hat, oder eines von Hochmut Verrückten oder — des Sohnes Gottes! Der Zusatz: ‚Denn ich bin von Herzen demütig‘ macht einen geradezu schauerlichen Eindruck, wenn man nicht an die letzte Alternative glauben will. Bei allen drei Synoptikern erklärt sich der Herr vor dem hohen Rat, also der rechtmäßigen Obrigkeit, bei Matthäus sogar mit einem Eid, für den Sohn Gottes. Daß er dies nicht in dem Sinne thut, wie jeder gute Mensch, erkennt man nicht bloß an dem Zusatz: ‚von den Wolken des Himmels,‘ sondern auch unzweideutig daraus, wie seine Richter die Erklärung als Gotteslästerung auffassen. Wenn man die Quellen auch noch so skeptisch behandelt, so läßt sich kaum bezweifeln, daß dieser Kern seines Kriminalprozesses treu überliefert worden ist. Feinde wie Freunde hatten ein gleich starkes Interesse daran, daß eben dieser Punkt nicht entstellt werde.“ Die Bezeichnung Menschensohn kann nicht gegen den Gottessohn ausgespielt werden. Jesus nannte sich so offenbar mit Beziehung auf Daniel 7, 13, wo der Prophet nach dem Sturz der vier Weltreiche ‚einen wie eines Menschen Sohn auf den Wolken des Himmels‘ kommen sieht, dem dann die ewige Herrschaft, Herrlichkeit und Königtum gegeben wird.“

Eben in der Machtvollkommenheit seiner göttlichen Würde verlangt der Heiland vor allem Glauben an sich als den Gottgeborenen. „Glaubst du an den Sohn Gottes?“ fragt er den Blindgeborenen und Sehendgewordenen. Und als dieser erwidert: Ja, Herr ich glaube und ihn anbetet, begnadigt er ihn (Joh. 9, 35, 38). Dieser Glaube wirkt unsagbar auf alle moralischen Handlungen, auf Ausübung der brüderlichen Liebe,

auf heroische Sanftmut, Geduld, Reinheit, er ist das belebende Prinzip, das alle Kräfte unterstützt und beseelt. „Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben Joh. 6. 47. „Wer an mich glaubt, wird auch die Werke thun, die ich thue, ja noch größere, denn ich gehe zum Vater." Joh. 14, 12.

Ganz verkehrt ist es, mit Christian Baur den Schwerpunkt der christlichen Heilslehre in ihre sittliche Größe zu verlegen. Allerdings hat das Christentum auch sittlich die Welt umgeschaffen, aber das konnte es nur, indem es ein neues überirdisches Ferment in die Menschheit verpflanzte. Die sittliche Verjüngung der Welt war Folge und Frucht des Wunderglaubens an die Herabkunft des Reiches Gottes, dieser aber war das Primäre, der schaffende Keim. „Wären die Apostel nur Moralisten gewesen, so hätten sie," sagt Herder gegen Nikolai, „ihrer Zeit nichts geboten; aber sie kamen mit der vollen, sicheren Gewalt des Glaubens an die erfüllte Zeit einer im innersten Kern verzweifelnden Welt entgegen, die nach einem Wunder verlangte, aber nicht die Kraft hatte, das Wunder zu erzeugen. Nicht das moralische, sondern das mystische Element des Christentums war es, das ihm Zugang in die Gemüter verschaffte." Ein Glaube ohne Wunder ist ein wunder Glaube.

Es sei gestattet, auch das Urteil eines unserer idealsten Geister über den Heiland beizufügen. Nach Wolzogen sagte Richard Wagner am Tage nach der Vollendung des Parsifal im Gespräch über ein neues Buch von der atheistischen Richtung: „Man sollte doch froh sein, von der Kindheit an mit den religiösen Traditionen verwachsen zu sein; sie sind durch nichts von außen zu ersetzen. Sie enthüllen uns immer mehr und immer beglückender ihren tiefen Sinn. Zu wissen, daß ein Erlöser einst dagewesen ist, bleibt das höchste Gut des Menschen. Dies alles mit einem Mal wegwerfen zu wollen, zeugt von großer Unfreiheit, von einer Sklaverei des Geistes durch unselige demagogische Einflüsse, ja es ist schließlich nichts wie Renommage." Von Strauß sagte er: „Der schreibt über Religion und Christentum wie ein Quartaner, der eben Terzianer geworden ist. Ihm fehlt der tiefe ernste Blick ins Innere des Größten, Einzigen. . . Man könnte meinen, es habe

ja doch so viele Martyrer und Heilige gegeben, warum sollte gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? Aber all' jene heiligen Männer und Frauen wurden es erst durch göttliche Gnade, durch eine Erleuchtung, Erfahrung, eine innere Umkehr, die sie aus sündigen Menschen zu Uebermenschen werden ließ. . . Auch Buddha war ein wollüstiger Prinz, ehe ihm die Erleuchtung kam. Es war sittlich groß, erhaben von ihm, aller Weltlust zu entsagen, aber er war nicht göttlich. Bei Jesus dagegen war von Anfang an völlige Sündlosigkeit ohne jede Leidenschaftlichkeit, göttlichste Reinheit von Natur und dabei erscheint sie doch nicht, wie man denken sollte, dadurch etwa wie etwas Interessantes oder gar wie etwas Unmenschliches, sondern diese reinste Göttlichkeit ist gänzlich von reinster Menschlichkeit, durch Leid und Mitleid innig und allgemein menschlich ergreifend, eine unvergleichlich einzige Erscheinung. Alle anderen brauchen des Heilandes, er ist der Heiland." Wolzogen, Erinner. an R. Wagner.

Aber wo bleibt denn die Bibelkritik, die große Errungenschaft des deutschen Geistes, der unwiderlegliche Nachweis des mythischen und apokryphen Charakters der evangelischen Urkunden? Gemach; wir wollen dieser Kritik eine wenn nicht erschöpfende, doch zum Verständnis genügende Aufmerksamkeit schenken.

§ 3. Die moderne Bibelkritik.

„Ich möchte die jungen Herren vor allem bitten, sich nicht zu sehr dem deutschen Bedürfnis der Kritik hinzugeben" sagte Bismark zu den Studenten, die ihm zu seinem 80. Geburtstag gratulierten. Das war ein Wort zur rechten Zeit, welches zugleich bezeugt, wie scharf der Denker von Friedrichsruhe die Zeitsymptome beobachtet. Es giebt heute Gelehrte, deren ganze Wissenschaft in Bestreitung aller festen Grundlagen der Gesellschaft, besonders ihrer religiös-sittlichen Basis besteht. Als ein Autor behauptete, der Philosoph müsse entweder auf dem idealistischen oder realistischen Standpunkt stehen, gab Eugen Kühnemann zu verstehen, es gäbe noch einen dritten Standpunkt, den kritischen (der also rein in der Luft hängt). Dabei sind aber diese negativen Köpfe voller unbewiesener Voraussetzungen,

die sie der Kritik stillschweigend zu Grunde legen, wie ja Kant, ihr Großmeister, die abstrusesten Ideen als möglich annahm z. B. daß der Verstand die Kraft habe, ein ganz ordnungsloses, unbegreifliches Chaos in einen ideenmäßigen Kosmos umzuwandeln, daß die Einheit der Persönlichkeit nur formal und mit stetem Wechsel des Bewußtseinskerns wohl vereinbar sei u. dergl.

Sonst galt ätzende Kritik als auflösendes und böses Gift. „Wo Zweifel nah' dem Herzen wohnt, da wird der Seele schlimm gelohnt" heißt es im Parzeval und unsere Ahnen hatten die Sprüchwörter: Zweifel ist ein übler Zimmerer — Zweifel baut selten aus — Zweifel baut zweifelhafte Wand und zweifelhaftes Dach. Diese Sünde ist jetzt Tugend geworden; alles und jedes zu bezweifeln ist jetzt die Hauptsache, um das Aufbauen kümmert sich die Wissenschaft nicht.

Ich bin weit entfernt, einem blinden Glauben, und sei es selbst im religiösen Leben das Wort zu reden. Auch Kritik muß sein. Unsere Alten wußten schon: „Sicherheit macht Frieden krank," wie es im Freidank heißt; und ehrlich betrieben, kann selbst die schärfste Kritik nur zur Läuterung des Guten oder Vernichtung des Schlechten führen, was beides für die Wahrheit von Vorteil ist; aber es muß redliche Kritik sein. Mit blosem grundsätzlichen Verneinen ohne eine Spur von Erklärung ist der Wissenschaft nicht gedient; der wahre Weise sieht zuerst auf das, was ist, der Afterweise auf das, was mangelt. Wie es nun mit der Redlichkeit der modernen Bibelkritik steht, das hat einer, der es kennen konnte, deutlich ausgesprochen. Ritschl sagt von dem Tübinger Baur: „Seltsam ist Baurs Vorstellung von Kritik. Damit meint er nicht Methode der geschichtlichen Forschung, sondern die dogmatisirten Resultate seiner negativen Stimmung. Er ist immer im Begriff, Abtrünnigkeit von der Kritik da zu sehen, wo man von ihm abweicht, auch wo man ihn gar nicht nennt." „Nur kein Zugeständnis an die Orthodoxie!" das ist der oberste Grundsatz; alles, was nach Wunder, übernatürliche Offenbarung aussieht, wird a priori geläugnet, die willkürlichsten Schemata werden angelegt, um den Text darnach zurecht zu stutzen, äußere Zeugnisse ignorirt, die vagsten Hypothesen entworfen, wobei jeder dem anderen

widerspricht und ein besonderes Steckenpferd reitet. Einigkeit herrscht nur in der gemeinsamen Verwerfung alles göttlichen Bodens.

Man hat alles aufgeboten, um das Christentum zu stürzen: Scharfsinn, Gelehrsamkeit, Rhetorik, man ist mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, gegen die Religion zu Felde gezogen, als ob es sich um eine gemeinschädliche Sache handelte, als ob für Staat und Gesellschaft nichts dringender und förderlicher wäre, als die letzten Spuren christlichen Denkens und Fühlens auszurotten, man ist in dieser Minirarbeit unbekümmert um den Ersatz durch Besseres, bis zum Äußersten gegangen und hat sich zu rechtfertigen geglaubt durch das Recht der Wissenschaft, alles vor ihr Forum zu ziehen. Ist man aber auch mit der Redlichkeit des unparteiischen Forschers zu Werk gegangen? Hat man nicht mit Leidenschaft, ja mit Fanatismus alles hervorgehoben, was die vorgefaßte Meinung begünstigte, alles versteckt, was ihr nachteilig war?*

Und wie steht es mit den positiven Resultaten? Was hat man zur Erklärung einer so ungeheuren und neuen Erscheinung, wie sie das Christentum ist, beigebracht?

Hier ist der wundeste Punkt. Man hat vergessen, daß die Aufgabe des Historikers nicht blos eine negative, destruktive sein kann, daß der Geschichtsschreiber nicht nur zu verneinen, zu kritisiren, sondern auch zu erklären hat, daß mit Betrugs-, Fälschungs-, Erdichtungshypothesen bei Dingen, die doch eben vor aller Augen sich abgespielt haben sollen, eine Bewegung nicht erklärt werden kann, die einen Heroismus, eine sittliche Hoheit zeigt, die nur aus der unerschütterlichsten, auf die gewissesten

---

* Wenn nicht im Galaterbrief der Streit mit Petrus zu fruktifiziren wäre, hätten ihn unsere Kritiker schon längst für apokryph erklärt; so aber langen sie mit beiden Fäusten darnach. Neuerdings hat Kehrbach in seinem haarsträubenden Machwerk: Was lehrte Jesu? die ganze subjektive Methode discreditirt. Nun entsetzen sich die Beteiligten (cf. die Rezension Holtzmanns im Literar. Centralblatt vom 25. Dez. 1897). Aber haben Strauß, die Tübinger, Wellhausen nicht in demselben Stil, wenn auch etwas klüger gearbeitet? Solche Willkür muß eben ins Bodenlose führen.

Thatsachen und Erfahrungen gegründeten Überzeugung hervorgehen konnte. Der Wirkung muß doch auch die Ursache entsprechen. Das Erhabenste kann nicht aus Lüge, Täuschung, Wahn hervorgehen; das widerstreitet dem Prinzip der Kausalität. Wie leicht sich die Herren die Gründung einer Religion vorstellen! Da soll nach Bruno Baur Seneca in seinen Nebenstunden aus Überdruß an den sittlichen Zuständen Roms das gesamte Christentum samt seinen Urkunden und Legenden erfunden haben: Es mögen sich doch einige geistreiche Männer zusammenmachen, um etwas wie das Christentum, wo möglich noch etwas besseres, zu erfinden! Kann man denn Naturgesetze, Geisterrevolutionen erfinden? Kritisiren, prüfen kann der Verstand, aber die Gesetze des geistigen Lebens müssen ihm gegeben werden als Offenbarungsthatsachen, ebenso wie die des materiellen in der sinnlichen Anschauung. Die bewußte Verstandesthätigkeit an Stelle der Religion setzen heißt nach Wundt die Wissenschaft mit dem Leben verwechseln; die Wissenschaft kann und muß die religiösen Phänomene beurteilen, aber sie kann sie nicht schaffen. Die Nationalökonomie kann nicht wirtschaftliche Güter, die Grammatik nicht die Dichtwerke, die Philosophie nicht die Offenbarung ersetzen.

Diese Erwägungen geben von vornherein der Bibelkritik ein ungünstiges Licht. Wir stehen im besten Fall vor einem unlösbaren Rätsel, vor einer psychologischen und historischen Amphibolie. Wo der Christ einen majestätischen Tempel sieht, da findet der Freigeist nur einen Schauplatz von Trümmern, deren Herkunft er nicht zu deuten weiß. Dazu kommt die furchtbare Gefahr, welche mit der Zerstörung der bisherigen Kulturgrundlage auch für das gesellschaftliche Leben droht. Schon Goethe hat vor den Gefahren einer übertriebenen Kritik gewarnt. Bei Eckermann II, 339 sagt er: „So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Mosis und wenn die Kritik irgend schädlich ist, so ist dies in Religionssachen. Denn hiebei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat. In der Poesie ist die vernichtende Kritik nicht so schädlich; da gleichen die homerischen Helden (die Wolf zerstört) den Helden Walhallas, die

sich des Morgens in Stücke hauen lassen und Mittags mit heilen Gliedern zu Tische sitzen.“

Immerhin müssen wir die negative Kritik unbefangen würdigen; denn sollte der Nachweis der menschlichen Entstehung der christlichen Religion gelungen sein, so müßten wir, so schmerzlich es uns ankäme und so wenig Ersatz uns der Unglaube für den zerstörten Glauben bieten könnte, der Illusion doch vernunftgemäß entsagen. Prüfen wir nun des Näheren die Aufstellungen der Kritik im Besonderen. Natürlich können hier nur die Resultate der gegenwärtigen Bibelforschung in kurzer Übersicht gegeben werden; sie sind aber auf dem Boden des gesamten vorliegenden Materials gewonnen. Eingehendere Belehrung muß dem Studium der Spezialwerke überlassen bleiben.

§ 4. Das alte Testament.

Die erste Untersuchung betrifft die Authentie der Offenbarungsurkunden. Seit Spinoza, dem Vater der zerstörenden Kritik, war das Hauptaugenmerk der ungläubigen Gelehrten darauf gerichtet, die heiligen Schriften als weit spätere unterschobene Erzeugnisse hinzustellen und so von vorn herein ihrer Glaubwürdigkeit zu berauben. Diese Methode erwies sich gründlicher und wirksamer als die famose Umdeutung aller Wunderberichte nach dem Rezept des Heidelberger Paulus, wonach man z. B. einfach: Jesus ging am Meere statt auf dem Meere übersetzt oder: Elias wurde mit Raben statt von den Raben ernährt, worüber Heine den Vers dichtete:

Nicht von Raben sondern mit Raben
Ward Elias ernährt,
Anstatt gebratener Tauben
Gab man ihm gebratene Raben,
Wie wir denn selbst mit Glauben
Zu Berlin geschwätzet haben.

Die Erscheinung am Berge Horeb ist dann nichts anderes als ein Busch, der brannte. „Wir lassen Jehovah in seinem Busch verbrennen.“ Das ist sehr einfach. Noch einfacher freilich, mit der neueren Kritik die ganze Geschichte für Erfindung zu erklären. Aber wie erklärt man dann das Werden und die

Gestaltung des heilsgeschichtlichen Volks? Wie die Thatsache der allgemeinen Anerkennung und Geltung der heiligen Urkunden? Wie das Entstehen einer dem ganzen Altertum so fremden Ideenwelt mitten unter der heidnischen Umgebung? Was wissen die gelehrten Konjekturenreiter von der Einführung und Unterschiebung des Betrugs? Doch gehen wir auf die Hypothesen ein!

Vor allem ist die Authentizität des Pentateuch Gegenstand der Angriffe. Natürlich er ist ja das älteste der Bücher und mit dem Zugeständnis der Autorschaft Mosis, des Augenzeugen, wäre die Sache der Kirchenfeinde schon verloren. Das Buch ist auch inhaltlich, da es die Heilsgeschichte in nuce bereits enthält, so wichtig, daß hier die kritischen Messer ganz besonders geschärft werden müssen. Aber angenommen, der Pentateuch sei nicht von Moses, von wem ist er dann? Kann ein so hohes ideales Dokument von so gewaltiger Tragweite das Werk eines Betrügers sein und das müßte es sein, wenn Wellhausens Hypothese zu Recht bestände, die Priesterschaft habe für den bestehenden Kultus eine historische Basis gesucht und in dieser Tendenz die Offenbarungsgeschichte erdichtet. Wie man ohne wirklich führende machtvolle Persönlichkeiten so gewissermaßen von selbst durch das Milieu die Entstehung und Ausbildung einer in religiöser und sozialer Hinsicht so gewaltigen Volksindividualität, wie sie das jüdische Volk ist, erklären will, würde unbegreiflich sein, wenn nicht der blinde Widerwille gegen alle Religion in Rechnung käme. Eine Bibelkritik, die an Stelle der geschichtlich bezeugten gewaltigen Führer mit unbekannten Verfassern arbeitet, die alles aus der Analyse des Inhalts, also aus inneren Gründen herausklaubt unter Mißachtung der Tradition und äußeren Bestätigung, trägt das Kains- und Todeszeichen schon auf der Stirn. Doch gehen wir auf das Einzelne ein!

Die Einwände gegen die Authentie der fünf Bücher Mosis stellt am schärfsten Dillmann in seinem exegetischen Handbuch des alten Testaments zusammen. Er sagt: Moses kann nicht Verfasser des Pentateuch sein. Er wird nirgends als solcher genannt. Wo etwas Schriftliches auf ihn zurückgeführt wird, ist es stets ausdrücklich bemerkt; so Ex. 17, 14; 24, 4. 7; 34,

28; Num. 33, 2. Nur für das Deuteronomium (aber nur für Kap. 5—26) ist Moses als Autor genannt D. 31, 9. 24; cf. 17, 18; 28, 58—61. Von Moses wird immer nur in der dritten Person gesprochen; Deut. 34 wird sein Tod erzählt. Deut. 3, 11 wird erwähnt, daß die eiserne Bettstelle des Königs Og, dessen Besiegung eben erzählt wird, zu Rabbath gezeigt werde, offenbar als eine Antiquität. Ebenso werden Num. 21, 14 und Jos. 10, 13 Bücher aus nachmosaischer Zeit citirt. Auf die Vertreibung der Kenaanäer wird als auf etwas Vergangenes zurückgeblickt Gen. 12, 6; 13, 7; Lev. 18, 28; Deut. 2, 12. Die Israeliten sind längst im Besitz des Landes: Gen. 40, 15; Deut. 19, 14. Mit den Örtlichkeiten des Westjordanlandes zeigt sich genaue Bekanntschaft Deut. 11, 30; Ausdrücke, die erst in Kenaan sich bildeten wie יָם Westen, נֶגֶב Süden, עֵבֶר הַיַּרְדֵּן Ostjordanland עֹצֶם Deut. 8, 15, 17 sind geläufig. Auch Begebenheiten der Richter- und Königzeit werden vorausgesetzt Gen. 14, 14; Deut. 34, 1; Gen. 36, 31, 49; Ex. 15; Num. 24; Deut. 32. Doppelte und dreifache Berichte kommen vor: Ex. 3, 6; 14; 19. 24, widersprechende Angaben: über den Namen des Schwiegervaters Mosis Ex. 2, 18; 3, 1; 4, 18; 18, 1; Num. 10, 29; über die Mitnahme seines Weibes: Ex. 4, 20 gegen 18, 2, über die Herstellung der Stiftshütte: Ex. 33, 7—11 gegen Ex. 35—40 u. a. Auch die Ordnung ist mangelhaft z. B. wenn Ex. 16 Sabbath und Stiftshütte, Ex. 38, 16 schon Num 1 vorausgesetzt wird oder Num. 7 hinter Num. 1, 1 steht. Das ist nicht leicht erklärbar, wenn ein Augenzeuge berichtet, wohl aber wenn das Buch aus verschiedenen Berichten zusammengestellt wurde. Über die 40 Jahre der Wanderschaft in der Wüste ist fast nichts berichtet, die Gesetze und Rechte erscheinen als völlig neu eingeführt, während in Wirklichkeit derlei Reformen nur Modifikationen von Althergebrachtem sind. Der vormosaische Hintergrund des Gesetzes ist fast völlig verwischt, dagegen werden Bedürfnisse und Verhältnisse der späteren Zeit, wo die Israeliten ein ansäßiges, Ackerbau treibendes, von Fremdlingen und Gegnern durchzogenes Volk waren, stillschweigend vorausgesetzt; Dinge, die erst in Kenaan praktisch und ausführbar waren, sind bereits mit großer

Sachkenntnis und Genauigkeit geschildert, so die Opfer, Feste. Die vielen Bestimmungen über Ort und Personen des Kultus, über Zehent, Wohnplätze, Freilassung der Sklaven sind innerhalb des kurzen Zeitraums von 40 Jahren nicht zu erklären, während sie als Niederschlag einer Jahrhunderte langen Fortentwicklung sich leicht begreifen lassen.

Dillmann setzt die Entstehung der vier ersten Bücher, und zwar aus zwei Quellen: der Jave- und Elohimsurkunde, um die Zeit von 800 v. Chr. an, das Deuteronomium jedoch sei schon wegen seiner rhetorischen, paränetischen Sprache nicht vor dem siebenten Jahrhundert zu denken. Ähnlich Knobl, Reuß (l'histoire sainte), Kuenen u. a. Wellhausen denkt sich das Deuteronomium 621 verfaßt, wo das Buch unter König Josias angeblich gefunden worden sei. Der Priesterkodex sei 441 von Esdras verfaßt (wir sehen, eine ganz andere Auffassung!) Das ganze Buch Leviticus sowie die in Exodus und Numeri stehenden Gesetze gehören nach ihm dem Priesterkodex an. Von Moses sei gar nichts. Doch wird er als geschichtliche Person anerkannt. Er habe die Israeliten aus Ägypten nach Kanaan geführt und zur Verehrung einer Nationalgottheit, Jave gebracht, die aber keine andere Stellung eingenommen habe als der Kamosch der Moabiter. Die Gesetze waren Menschensatzungen, ein Gewebe von absichtlicher Täuschung und Trug. Besonders Jeremias sei ein solcher Betrüger gewesen und habe bei der Unterschiebung des Deuteronomiums eine wichtige Rolle gespielt. Die religiöse Entwicklung habe in Israel keinen anderen Gang eingehalten als bei den übrigen semitischen Völkern: vom Fetischismus durch den Polytheismus zum Monotheismus. Beweis seien die Reminiscenzen an die heidnischen Menschenopfer im Opfer Abrahams, Jephtas, an den Polytheismus im Plural Elohim, Teraphim, der Kult des Baal und der Astarte in der Richterzeit, eine Art Fetischüberrest im Stein bei Bethel Gen. 28, 18, den Jakob salbte, sowie in dem Stein und der Terebinthe aus der Zeit Gideons, die Nichtkenntnis und Nichtbeobachtung des Gesetzes in der Richterzeit, der Mangel eines erblichen Priesterstandes in dieser Periode u. a.

Gegenkritik.

Der Pentateuch ist abgesehen von einigen leicht erkennbaren Zusätzen von Moses. Der Führer des Bundesvolks ist als Aufschreiber der „Worte des Herrn" und als Verfasser des „Bundesbuchs Ex. 17, 14 und 24, 4 bezeichnet; ebenso schrieb er das Gesetz Deut. 31, 9. 24. . Die tendenziöse Abgrenzung des Geschriebenen durch Dillmann ist willkürlich. Aus Deut. 28, 61, wo dem Nichterfüller des Gesetzes mit noch anderen Plagen gedroht wird, als im „Buche des Gesetzes" erzählt werden, desgleichen aus 29, 19, wo die Zerstörung Sodomas und Gomorrhas als Analogie herbeigezogen wird, geht hervor, daß unter Gesetzbuch keineswegs blos die Ritual- und Sittenvorschriften zu verstehen seien, wie ja die „Thorah" bei den Juden stets als Gesamtname der fünf Bücher gegolten hat. Bereits unter Josue ist das Buch des Gesetzes, welches Moses geschrieben hat, Gegenstand beständiger Lesung und Betrachtung; er wird von Gott ermahnt: „Es soll nicht wegkommen das Buch dieses Gesetzes von deinem Munde, sondern du sollst darin betrachten Tag und Nacht, damit du alles haltest und thuest, was darin geschrieben ist; dann wirst du gerade machen deinen Weg und ihn verstehen.". Jos. 1, 7. 8. Josue liest das Gesetz Mosis dem Volke vor 8, 34, seine Rede 22, 2 ff. enthält wörtliche Beziehungen zum Pentateuch.

Auch bei den Samaritanern, die in heftigster Feindschaft mit den Israeliten lebten, steht der Pentateuch als Schrift Mosis in ungetrübtem Ansehen. Da dieses Mischvolk, das sich erst nach 721 bildete, sicher nichts von den Juden als heilige Überlieferung annahm, so muß die Autorschaft Mosis, und zwar auch für das fünfte Buch, nicht blos zu jener Zeit sondern lang vorher unbezweifelt gewesen sein. Dasselbe Argument läßt sich auch auf die Trennung des nördlichen vom südlichen Reich 975 nach Salomon anwenden. Keine Spur von dem Vorwurf einer Fälschung begegnet uns in der Geschichte der beiden feindlichen Stammesgruppen, ein Beweis, wie zweifellos auch bei den nördlichen Stämmen der mosaische Ursprung des Pentateuch war. Beweis, daß ein Augenzeuge die Ereignisse vom zweiten Buch an beschrieben, ist die geographische

Genauigkeit, mit der Ägypten und die sinaitische Halbinsel beschrieben wird; Kanaan aber wird als unbekanntes Land behandelt, Orte werden in Ägypten ohne weiteres genannt, solche „im Lande Kanaan“ z. B. Hebron immer mit diesem Zusatz. Die Einheit von Sprache und Stil spricht für einen einzigen Verfasser. Daß Moses von sich in der dritten Person spricht ist so wenig als bei Xenophon und Cäsar ein Gegenargument. Deut. 34 ist ein Nachtrag, wahrscheinlich von Josue. Die Stellen, die vom Standpunkt einer späteren Zeit aus geschrieben zu sein scheinen und von den Kritikern so unmäßig ausgebeutet werden, können Glossen von Abschreibern sein und selbst dies ist nicht überall anzunehmen nötig; denn einmal kann vieles erst später aufgezeichnet worden sein, wo sich bereits Vergleiche mit den folgenden Zuständen boten, dann sind manche derartige Stellen falsch übersetzt worden wie Gen. 12, 6, wo es nach Kaulen heißt: damals waren „schon“ die Kanaaniter, nicht „noch“ im Lande; ebenso gilt dies für Gen. 13, 7; wenn Israel Deut. 2, 12 schon im Besitz seines „Erbes“ genannt ist, so bezieht sich dies auf das Land der Könige Sehon und Og, das damals schon erobert war. Gen. 40, 15 bedeutet der Ausdruck „Land der Hebräer“ den von Abrahams Nachkommen bewohnten Strich. Mosis Schwäher mag zwei Namen Raguel und Jethro gehabt haben oder ersterer war der des Großvaters seiner Frau (die hebräische Sprache ist, mit dem Vater- und Brudernamen freigebiger als unsere). Wenn Dillmann prophetische Abschnitte wie Gen. 49 die Weissagung Jakobs über seine Söhne, Ex. 15 den Lobgesang Mosis, Num. 24 die Weissagung Bileams, Deut. 32 die Verheißung des gelobten Landes nur als Reflex späterer geschichtlich gewordener Zustände auf eine frühere Zeit auffaßt, so liegt hier eben seine willkürliche Hypothese und das Dogma von der Unmöglichkeit der Wunder schon zu Grunde, ebenso wie in seinen Erörterungen über die Vorschriften der Festfeierlichkeiten, der Zehenteinsammlung, der Fremden- und Jubeljahrordnung.

Wellhausens Aufstellungen sind ganz unhaltbar. Die Betrugshypothese, als Erklärung der heiligen Offenbarungen widerstreitet dem Prinzip der Kausalität, wie es auch psychologisch ab-

surd erscheint, Männer wie Jeremias, Isaias, Esdras, welche als gottesfürchtig, wahrheitsliebend geschildert werden, welche alle Annehmlichkeiten des Lebens verschmähten, selbst Bande, Kerker, ja den Tod nicht scheuten, in abgefeimte Betrüger und Heuchler übergehen zu lassen. Die Ursprünglichkeit des Fetischismus ist, namentlich von Max Müller, längst widerlegt (cf. mein „System der Philosophie" S. 369 ff.), der spontane Übergang vom Polytheismus zum Monotheismus nirgends beobachtet, vielmehr erscheint der letztere als das Ursprüngliche und in dem späteren Verfall noch dunkel nachwirkend; die Idee von Jehovah ist nicht dem Naturdienst entsprungen, sondern ihm entgegengesetzt. Bei Wellhausen freilich ist Jave nicht viel mehr als ein besserer Götze. „Er hatte unberechenbare Launen, ließ sein Antlitz leuchten und zürnte, man wußte nicht warum, schuf Gutes und Böses, strafte die Sünde und verleitete zur Sünde — der Satan hatte ihm damals noch nicht einen Teil seines Wesens abgenommen!" Also Gott ein halber Satan! Die Hörner des Altars sollen an die alte Verehrung einer Stiergottheit zurückdeuten! — ein Beleg von der Auslegekunst des Kritikers. Wellhausen fehlt es bei groben Entstellungen an jeder Methode. „Diese ganze Kritik," sagt Ämil. Schöpfer in seiner Geschichte des alten Testaments, „ist ein großartiger circulus vitiosus. Alle Beweise werden aus der Bibel geschöpft, deren Authentizität doch geleugnet wird." Was z. B. vom Deuteronomium in die Zeit des Josias nicht paßt, wird einfach als ‚spätere Überarbeitung und Interpolation' erklärt; daß diese Stücke aber spätere Zuthaten seien, wird daraus bewiesen, daß sie in die Zeit des Josias nicht passen. Ebenso werden alle Stellen wie 4. Kön. 18, 3—6 Jos. 20 und 23, 6; Richt. 20, 26, und die zahlreichen Stellen der Bücher Samuels, welche von der Bundeslade, dem Opferkult, Hohepriester sprechen, ganz willkürlich für Interpolation erklärt. Die Stiftshütte sei nur eine ‚Projektion des Tempels in den Wüstenaufenthalt.' Woher aber die minutiöse Beschreibung desselben und woher der Tempel selbst? Wellhausen versteht es, dieses unwissenschaftliche Vorgehen durch blendende Sprüche zu verdecken, den Mangel gründlicher Argumente durch eine dreiste

Sprache zu ersetzen, mit ‚wohl nicht,‘ ‚kaum,‘ ‚wahrscheinlich‘ zu beginnen und unvermerkt im Gang der Darstellung ein ‚gewiß nicht,‘ ‚unmöglich,‘ ‚zweifelsohne‘ unterzuschieben.“

Vernichtend für die destruktive Bibelkritik sind aber ganz besonders die aufgefundenen ägyptologischen und assyrischen Inschriften und Dokumente. Die chaldäische Sintflutsage, von George Smith in der Bibliothek des assyrischen Königs Assurhanipal als Niederschrift des Priesters Berosus entdeckt, ist eine glänzende Bestätigung des biblischen Berichts. Die Thontäfelchen Smiths sind zwar aus dem 7. Jahrhundert vor Christus, aber Kopien sehr alter Exemplare, die bis ins zweite Jahrtausend vor Chr. zurückgeführt werden. Die Urtradition hat sich bei Moses rein erhalten, während sie in der babylonischen Überlieferung vom Helden Izdubar mythologisch entstellt wurde. Die Elohim- und Javehypothese erscheint gänzlich verunglückt, da im babylonischen Text Abschnitte aus beiden Teilen vorkommen. Elohim ist mehr der allmächtige Schöpfer, Jave mehr der Bundesgott; je nach dem Charakter der Handlung werden beide Namen gebraucht. Auch die von Mehrnstein beschriebenen Siloah- und phönizischen Inschriften widerlegen das Luftgebäude der Hypothese von mehreren Verfassern und bestätigen die Exaktheit der biblischen Geographie und Geschichte. Solche Bestätigungen mehren sich immermehr, je bekannter wir mit den althistorischen Quellen werden. Fritz Hommel sagt in seiner interessanten Schrift: „Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung, ein Einspruch gegen die Aufstellungen der modernen Pentateuchkritik“: „Meine schönste Belohnung wird sein, wenn ich den zahlreichen jüngeren Theologen und auch den vielen wissenschaftlich gebildeten Laien, die sich durch Wellhausen nur ungern oder halb mit Widerwillen, aber doch dem vermeintlichen Zwang seiner wissenschaftlichen Beweisführung gehorchend haben bezaubern und verwirren lassen, das zurückgebe, was sie als bereits unwiderbringlich dahin betrauert — ihres alten Bibelglaubens verlorenes Paradies.“ Hommel legt dar:

1. Die Eigennamen der patriarchalischen Zeit bis auf Moses und Josue tragen unverkennbar arabisches Ge-

prägе und treten in ihrer Bildungsform jenen Eigennamen zur Seite, welche die Inschriften der arabisch-babylonischen Hammurabi-Dynastie ungefähr aus dem 2. Jahrtausend und die südarabischen Inschriften aufweisen.

2. Die Eigennamen der Zeit von Josue werden bereits nach kanaanäischer Weise gebildet, was sich auf Grund der in den Tell-Amarna-Briefen enthaltenen zahlreichen kanaanäischen Eigennamen aufzeigen läßt. (Diese wurden 1887 ausgegraben und stammen aus dem 14. Jahrhundert v. Chr.; sie geben einen Einblick in die Zustände des Westjordanlandes vor der hebräischen Invasion.)

3. Zur Königszeit verdrängen die mit Jah und Jeho gebildeten Namen alle übrigen; diese letzteren tragen also speziell das israelitisch-religiöse Gepräge. Die sieben Amarnabriefe zeigen nach Hommel auch, daß um 1400, also noch vor der Richterzeit, Jerusalem Uraschim hieß, während Wellhausen behauptet, Jerusalem habe vor David Jebus geheißen.

„Die Eigennamen spiegeln also dasjenige Gesichtsbild wider, welches die bisherige traditionelle Auffassung aus der Bibel herauszulesen pflegte und jede Hypothese, welche die Geschichte Abrahams, des aus dem Herrschergebiet einer arabischen Dynastie eingewanderten Patriarchen, für Sage erklären will, scheitert an dem Zeugnis der Eigennamen."

Für die Geschichtlichkeit der von Abraham erzählten Abschnitte der Genesis zeugt nach Hommel insbesondere die merkwürdige Vertrautheit, welche das 14. Kapitel mit den politischen Verhältnissen offenbart, wie sie nach Keilschriften in Babylonien geherrscht haben. Der in Vers 1. genannte Amraphel wird hier als Hammurabi bestätigt, ebenso die zwei anderen Könige, welche in Abrahams Feldzug vorkommen. Diese Entdeckung war ein fataler Schlag für die religionsfeindlichen Kritiker. Wie halfen sie sich? Ein gelehrter Jude habe, so meinten sie, in der nachexilischen Zeit die babylonischen Archive durchstöbert und dort die Namen der Könige entdeckt, die er nun mit Ab-

raham in Verbindung brachte — merkwürdiger Weise ohne irgend welche chronologische Mißgriffe, da er doch von Abraham und Melchisedek bei seinen babylonischen Gewährsmännern nichts hören konnte! Mit erschöpfender Gründlichkeit deckt Hommel die Oberflächlichkeit dieser verlogenen und albernen Hypothese auf und kommt zu dem Ergebnis, daß Gen. 14 aus dem Keilschrifttext geflossen und von da ins Hebräische übertragen sein müsse, was die Form der hebräischen Namen nahe lege. Auch Kittel habe schon diese Idee geäußert.

Der Exodus der Israeliten aus Ägypten scheint unter Merenptah, dem Nachfolger Ramses II. geschehen zu sein. Eine in letzter Zeit gefundene Inschrift preist Merenptah als Sieger: „Das Volk von Ysiraal ist verheert, es hat keinen Samen.“ Ein Bericht über die von Thutmoses III. (16—15. Jahrh. v. Ch.) im 22. Jahr seiner Regierung besiegten Palästiner kennt zwei Orte: Jakob-el und Joseph-el. Eine von Flinders Petrie 1896 gefundene Gedenktafel Merenptahs II. läßt Israel damals schon im West-Jordanland wohnen. Vergl. auch Brugsch-Bey, L'Exode et les monuments égyptiens, Leipzig 1875.

Auch für die bisher dunkel gebliebenen Namen der Heilsgeschichte mehren sich die Aufhellungen. Balthassar ist historisch festgestellt. Er ist der Sohn des letzten Königs Nabunaid von Babylon und wurde bei der Erstürmung der Stadt durch die Meder getötet. Vier Thoncylinder, jetzt im britischen Museum enthalten das Gebet: „Mich Nebunaid, König von Babel, befreie von Sünden wider deine hohe Gottheit und gib Leben ferner zum Geschenk! Und was Bel-sar-dezar, den erstgebornen Sohn, den Sprossen meines Herzens betrifft, so laß die Furcht deiner Gottheit in seinem Herzen wohnen!“ Diese Inschrift wurde im Tempel des Nannar oder Sin zu Ur, der Geburtsstadt Abrahams, niedergelegt zur Erinnerung an den Neubau dieses Tempels unter Nubunaid. (Die feurige Schrift Mene tekel phares soll nach neuerer Auslegung bedeuten: Sekel, Mine und ½ Mine d. h. du bist zu leicht vor Gott.) Als Eroberer Babylons wird von Daniel (5, 31) Darius bezeichnet. Dieser ist bei den Griechen Cyaxares II. Auch hierin hat Daniel jetzt Recht bekommen gegen Herodot, der Cyrus nennt. Sargon

Isaias 20, 1, der Nachfolger Salmanassars und Zerstörer des Reiches Israel war bisher bis auf die eine Stelle bei Isaias völlig unbekannt. Jetzt sind wir durch die Ausgrabung seines Palastes und durch gefundene Keilschriften genau über ihn belehrt. Selbst sein Portrait ist gefunden worden. S. Menant, annales des rois d'Assurie p. 193 ff. Die Bücher Judith, Esther, Job, Tobias — von Scholz voreilig allegorisch erklärt — sind geschichtlich. Der von Nabunaid besiegte medische König Arphaxad (Judith I. 1.) ist Arbaces; Bethulia ist Beth Ilva auf dem Gilboa-Gebirg; in der Nähe liegt das Dorf Judaida = Judith! Scholz macht gar den Zug des Holofernes zum Zug des Gog bei Ezechiel!

Bezüglich der geologischen und ethnographischen Schwierigkeiten verweise ich auf die reiche Literatur. Die Schöpfung ist unter dem Bilde einer Woche mit offenbarer Tendenz, die Heiligkeit des Sabbaths einzuprägen, geschildert. Die Tage sind aber buchstäblich zu verstehen als Zeiträume von 24 Stunden, jedoch metaphorisch! Nichts von idealer Erklärung oder gar von einer Vision, die Adam geträumt habe, wie der Jesuit Hummelauer phantasirt. Unter dem Bild der Morgenröte, dem schönsten und freundlichsten Phänomen des Himmels, das jeden Tag an die Weltgeburt erinnert, giebt Gott die erste Offenbarung über das Weltwerden. Damit fällt die Einwendung: das Licht kommt bei Moses vor der Sonne.

Die Sintflut war keine allgemeine Überschwemmung der ganzen Erde; sie war nicht das geologische Diluvium. Die Chinesen, Tibetaner, Siamesen, Annamiten ꝛc. sind nicht Nachkommen Noahs, sondern schon weit früher von der Menschheitsfamilie getrennt. Belege s. bei Hammerschmidt, Passauer Monatsschrift 1896.

Das erste Auftreten des Menschen ist weit höher hinaufzurücken, als man früher gewohnt war. Die biblische Chronologie überspringt oft Mittelglieder; das „genuit" bedeutet nicht immer unmittelbare Abstammung z. B. in Gen. 11, 12 heißt es: Arphaxad vixit 35 annis et genuit Sale, bei Lukas 3, 35 wird ein Glied eingeschoben: Sale, qui fuit Cainan, qui fuit Arphaxad. Dies macht die ganze biblische Chronologie unbrauchbar zur Zeitberechnung der Dauer des Menschengeschlechts.

§ 5. Das neue Testament.

Gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts waren die vier Evangelien und die apostolischen Briefe in allen Teilen der Kirche bekannt und anerkannt. Auch bestanden bereits Übersetzungen wie die syrische der Peschito, die lateinische der Itala. Irenäus vergleicht die vier Evangelien den vier Weltgegenden, den Weltwinden, den vier Gesichtern der Cherubim. Irenäus, gest. 202, hatte zu den Füßen Polykarps ,des Schülers des heiligen Johannes, gesessen und Augenzeugen der Geschichte Jesu gekannt.' (S. adv. haer. 3, 3, 4). Wie kann da das Johannesevangelium um 150 entstanden sein, wie die Tübinger annehmen! Auch alle Briefe Pauli mit Ausnahme der an Philemon und die Hebräer bezeugt er als echt und göttlich, ebenso den ersten Brief Petri, die zwei ersten des heil. Johannes und die Apokalypse. Auch Tertullian nennt ausdrücklich die vier Evangelien und nimmt sie gegen die Fälschungen Marcions in Schutz, der aber gleichfalls die vier Evangelien annimmt. Ebenso Theophilus und Tatian. Im Brief des Polykarp ist eine sichere Spur von dem Gebrauch des 1. Johannesbriefs. Der Tübinger Baur will dies auf kursirende Sentenzen zurückführen, die von Polykarp gleicherweise wie von Johannes zu Papier gebracht worden sein sollen! Noch genialer ist Bretschneider, der Johannes umgekehrt den Polykarp citiren läßt. Am bequemsten macht es sich jedenfalls Hilgenfeld, der die Echtheit des Polykarpbriefs kurzweg leugnet, obgleich schon Irenäus, der Freund des Polykarp, an seine Echtheit geglaubt hat!!

Justin hat schon in seiner ersten Apologie, 138 entstanden, sehr viele Citate aus allen vier Evangelien, auch aus dem Johanneischen. Er gebraucht von Christus den Ausdruck Logos, führt Worte des Täufers an, die nur bei Johannes stehen, citirt die Stelle von der Wiedergeburt Joh. 3, 4. Auch die sieben für ächt geltenden Briefe des hl. Ignatius († 107) berufen sich auf das Evangelium und die Schriften der Apostel und citiren den Brief Pauli an die Epheser. Es scheint also schon im ersten Jahrhundert eine Sammlung der neutestamentlichen Schriften gegeben zu haben.

Aber auch apokryphe Werke zeugen indirekt für die heiligen Schriften. Das Jakobusevangelium steht nach Tischendorf in einem solchen Verhältnis zu unseren kanonischen Evangelien, daß diese längst verbreitet gewesen sein müssen, ehe zur Erfindung des ersteren geschritten werden konnte. Da nun diese Schrift in die ersten Jahrzehnte des zweiten Jahrhunderts fällt, müssen die vier kanonischen Evangelien schon im ersten gegolten haben. Ähnlich liegt es mit den Pilatusakten, von Justin 138 citirt. Dieses Werk setzt unbedingt insbesondere das Johannesevangelium voraus. Die Gerichtverhandlung über Jesus lehnt sich wesentlich an Johannes an. Die Pseudo-Clementinischen Recognotionen galten bisher als ein Sturmbock gegen das Johannesevangelium. Durch Dressel ist jetzt in Rom der Schlußteil desselben gefunden worden, wo sich 19, 22 die Erzählung von der Heilung des Blindgeborenen benützt findet. Ganz besonders entscheidend ist der Barnabasbrief, der im Sinaitischen Codex sogar als Bestandteil des Kanons gilt! Er ist die älteste griechische Pergamenturkunde, welche die Welt besitzt. Dort ist die Stelle: Viele sind berufen, Wenige auserwählt als „Wort der Schrift" citirt. Verzweifelte Hypothesen hat diese Thatsache hervorgerufen, so die Ansicht: unter der Schrift sei das 4. Buch Esdras gemeint, wo es heißt: Viele sind geboren worden, aber Wenige werden selig werden. Ja man wollte sogar die Worte des Heilands als Kommentar zu Esdras auffassen. Auch sonst ist Matthäus von Barnabas oft verwertet, sodaß wir, mag es mit der Authenticität des Briefs stehen wie immer, in ihm einen Beleg für die Existenz eines evangelischen Kanons schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts besitzen. Der Brief kann nicht später sein, da ihn schon Clemens von Alexandrien als echten Apostelbrief citirt. Nach Weizäcker ist er sogar schon aus dem ersten Jahrzehnt nach der Zerstörung Jerusalems.

Resultat: In dem letzten Jahrzehnt des ersten Jahrhunderts müssen alle Evangelien vorhanden gewesen sein. cf. Tischendorf „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?" Eine allgemeine besonnene Rückkehr oder mindestens Annäherung an die kirchliche Tradition (selbst bei Harnack) ist die Frucht eines

eingehenderen und leidenschaftsloseren Studiums der Heilsgeschichte; Strauß, Renan und die Tübinger sind als unmethodische Spekulanten in's Licht gestellt. Vgl. neuestens die Vertheidigung des Lukasevangeliums durch Professor Blaß gegen die luftigen Hypothesen der hyperkritischen Theologen und seine Aufstellungen über den Codex D zu Cambridge, den er als ausführlicheres Vorevangelium des heiligen Lukas nimmt, von dem das gebräuchliche ein abgekürzter Text für Theophilus sei. Belser („Zur Evangelienfrage", Tübinger Quartalsschrift 1898, Heft 2) setzt die Entstehung des Matthäusevangeliums (in hebräischer resp. aramäischer Sprache) ins Jahr 42, der griechischen Übersetzung ins Jahr 70, des Lukasevangeliums zwischen 62—70, des Johannesevangeliums mit Harnack in das letzte Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts. Näh. Nachweis. s. daselbst.

§ 6. Das apostolische Glaubensbekenntnis.

Da die heiligen Urkunden wenigen zugänglich waren, von der Kirche sorgfältig verwahrt wurden, nur an Festtagen zur teilweisen Vorlesung kamen und ihres schwierigen Verständnisses wegen einer genauen Auslegung bedurften, war der Schwerpunkt des religiösen Unterrichts in die mündliche Predigt verlegt. Gar bald machte sich das Bedürfnis geltend, den Hauptinhalt der christlichen Lehre in kurzen Formeln zusammenzufassen (συμβάλλειν), welche Symbole bei der Taufe als Bekenntnis abgelegt wurden. Schon Paulus erinnert Timotheus an das schöne Bekenntnis, das er vor versammelter Gemeinde abgelegt, da er dem Ruf zum Leben folgte (1. Tim. 6, 12.) Auch die καλὴ παραθήκη, die gute Hinterlage des Glaubens, die der Schüler bewahren soll, mag sich auf das Glaubenssymbol beziehen. Bei Justin tauchen schon 130 nicht weniger als sechs solcher Perlschnüre, welche dem zweiten bis siebten Artikel unseres Symbolums entsprechen, auf: Apol. 1, 21; 31; 42; 46; Dial. 85; 134. Die erste Formel lautet: Jesus, den wir erkannt haben als den Christus, Sohn Gottes, gekreuzigt, auferstanden, aufgefahren gen Himmel und bereit wiederzukommen als Richter aller Menschen bis zu Adam; die zweite: Durch eine Jung-

frau geboren und ein leidensfähiger Mensch geworden, gekreuzigt unter Pontius Pilatus von eurem Volk, gestorben und auferstanden, von den Toten aufgefahren gegen Himmel. Vorher schon finden wir Symbolformen bei Ignatius († 107) im Brief an die Ephes. 14, 2, wo der Apostelschüler vom „Geloben des Glaubens für die, welche Christus angehören wollen" spricht, dann im Brief an die Trallaner 9. Kap. und an die Smyrnäer Kap. 1., wo der Ausdruck „wahrhaft von der Jungfrau geboren" wichtig ist. Auf den Synoden wurden die Formeln geprüft, begutachtet, erweitert, je nach dem brennenden Tageskampfe ergänzt. Die Synode zu Rimini enthält bereits das conceptus de Spiritu Sancto, natus ex Maria Virgine. In der Formel von Nike, die dieser zu Grunde liegt, heißt es griechisch: γεννηθέντα ἐκ πνεύματος ἁγίου καὶ Μαρίας τῆς παρθένου. Theodoret, h. e. 2, 21. Selbst die judenchristlichen Sekten, welche bis ins fünfte Jahrhundert ein sagenhaftes Dasein gefristet haben, hielten am Bekenntnis des Jungfrau-Sohnes fest. So auch die apokryphen Petrus- und Jacobusevangelien. cf. Zahn, Geschichte des Kanons 2, 668—83. Wenn daher in der neuerdings aufgetauchten syrischen Übersetzung des Matthäusevangeliums von den Kritikern das: „Joseph zeugte Jesus" so betont und sofort als aus einem ursprünglicheren Text genommen erklärt wird, so vergessen diese abgesehen von der Belanglosigkeit einer bloßen Übersetzung den unmittelbar vorhergegangenen Vers: „Jakob zeugte Joseph, dem Maria, die Jungfrau, verlobt war." Warum der Zusatz die Jungfrau? Also doch übernatürliche Geburt; sonst hätte der Beisatz keinen Sinn. Selbst ein Kritiker der „Grenzboten" sieht darin ein Auftauchen der unbefleckten Empfängnis, so sehr er in dem Fund einen Triumph der deutschen Wissenschaft begrüßt. Dieser Triumph ist aber hinfällig; denn Jesus heißt Josephs Sohn, nicht weil dieser ihn erzeugt, sondern weil Maria legitime Gattin Josephs war und nach dem Vater die Abstammung bestimmt wurde. Übrigens ist eben sicher, daß das Original, dem doch mehr Glaubwürdigkeit beizumessen, den Zusatz nicht enthält. Selbst die schmalkaldischen Artikel nennen Maria: sancta semper virgo. Es bedurfte einer langen negativen Entwicklung, bis man wie

etwa Harnack in der jungfräulichen Geburt des Heilandes einen „Stein des Anstoßes und ein Mittel zur Entfremdung vom Evangelium" fand. Harnack meint, man solle das Gewissen nicht mit Formeln beschweren, die nicht den Heilsglauben enthalten, „auch wenn sie wörtlich der Bibel oder der ältesten Verkündigung entsprechen." Denn auch diese seien von vergänglichen Zügen ihrer Zeit nicht frei. Was dann freilich als „Heilslehre" übrig bleibt und was für ein „Heil" damit eigentlich errungen wird, das ist schwer zu sagen.

Feuerbach sagt einmal: Das ist der Vorzug der christlichen (protestantischen) Religion, daß man ihr das Herz aus dem Leibe reißen und doch ein guter Christ bleiben kann. Daran wird man erinnert, wenn die Fundamentallehren des Christentums als Stein des Anstoßes und als nebensächlich für die Religion erklärt werden, und zwar von offiziellen Professoren der Theologie.

§ 7. Die Kirche.

„Ich glaube die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche." Dieser Satz, der den ältesten Symbolen, wie auch Harnack zugiebt, eigen ist, enthält die regula fidei für den gläubigen Christen; der Quellpunkt der Gnade und Offenbarung ist nach göttlicher Institution die Kirche, die „Säule und Grundfeste der Wahrheit." Das Reich Gottes geht von oben aus, nicht von unten, vom Volk: Christus der Gottmensch legte den Grundbau, nachdem er die Versöhnung der Menschheit mit dem Himmel vollbracht; er richtete die Säulen auf, seine Apostel, ausgerüstet mit himmlischer Macht und gestärkt durch das Versprechen unaufhörlichen überirdischen Beistandes; nun sollte die himmlische Pflanze weiter blühen mit immer größerer Ausbreitung bis ans Ende der Welt. So ist der geschichtliche Hergang. Die Kirche ist nicht durch den Menschen nach dessen Einsicht und Belieben sondern gewissermassen vor dem Menschen gesetzt als integrierendes Moment in der Idee der Menschheit; denn die Idee ist früher als die Ausführung, das Ganze eher als die Teile (nämlich dem Plan und Typus nach in der verwirklichenden Kraft). Dieses universale Moment darf nicht übersehen und

zu Gunsten der isolirten Menschenatome zurückgesetzt werden. Hier liegt der Fundamentalunterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus. Letzterem ist es seiner Natur nach unmöglich, zu einem eigentlichen Kirchenbegriff zu kommen. Denn der Protestantismus ist wie jede Sekte durch Revolution gegen die bestehende gottgesetzte Ordnung ins Leben getreten und würde sich selbst verleugnen, wollte er dem Gedanken der kirchlichen Gemeinschaft und realen Verknüpfung mit der apostolischen Autorität den Vorgang vor dem subjektiven Heilsbewußtsein einräumen. Die kirchliche Organisation mag dem Protestanten eine nützliche, ja notwendige Einrichtung sein für die äußeren Zwecke der Verwaltung und Leitung der Gemeinden; eine bindende Autorität in Glaubenssachen, eine eigentliche Heilsanstalt und unentbehrliche Vermittlerin der Gnade ist sie ihm nicht. Immer ist der Einzelne im Protestantismus in Heilssachen auf sich allein angewiesen und steht seinem Gott selbstständig gegenüber.

Das aber ist nicht die Art, wie das Christentum historisch sich bildete. In den religiösen Gruppirungen so gut als in den Staatenbildungen war die Gemeinschaft das Erste. Der Mensch existirte, soweit wir immer in der Geschichte zurückgehen nirgends als isolirtes Individuum, der Mensch ist durch und durch gesellschaftliches Produkt, getragen und tragendes Glied in der unabsehbaren Kette der Zeiträume; die Absonderung ist stets pathologische Ausnahme und nicht einmal die Sprache, geschweige irgend ein kultureller Fortschritt wäre dem einsam Hausenden erreichbar. In der Heilsgeschichte vollends ist das Heraustreten aus dem Glaubensverband stets identisch mit Gottlosigkeit (so schon bei Kain). In der Offenbarungsgeschichte begegnen wir nun wohl göttlichen Aufträgen an einzelne Propheten, immer aber ist die Sendung für die Gesamtheit bestimmt, immer ist der gemeinschaftbildende Zweck maßgebend, niemals ist die persönliche Führung durch Gott das Regelmäßige und Ordnungsgemäße mit Umgehung der offiziellen Autorität. In der absoluten Religion, deren Grundlagen endgültig gesetzt sind, können individuelle Missionen gotterleuchteter Personen wohl zur Auffrischung des zeitweise er-

matteten religiösen Lebens stattfinden, können und dürfen sogar mit flammendem Eifer gegen die erschlaffte kirchliche Obrigkeit sich wenden, nie aber darf die göttlich fundirte und mit der Verheißung ewigen Beistandes ausgerüstete Autorität selbst in Frage gestellt werden. Dies hieße den ausdrücklichen, oft wiederholten Worten des Stifters der Kirche und der gesamten Überlieferung des Altertums widerstreiten und die Heilsgewißheit im Bodenlosen und rein Subjektiven untergehen lassen.

Den Menschen rein auf sich allein stellen in Fragen des Heils, der übernatürlichen Welt, Fragen, auf welche die Vernunft absolut keine Lösung zu geben vermag, heißt den religiösen Skeptizismus sanktioniren. Das Buch, das doch nur der Niederschlag und zwar der teilweise Niederschlag der kirchlichen Glaubenshinterlage ist und auf den Anschluß an die Gemeinschaft der Heiligen und den apostolischen Grund unaufhörlich hinweist, wird, losgetrennt von diesem Boden und damit seines Lebensnervs beraubt, in dieser Isolirung das rechte Verständnis nicht mehr bieten und höchstens zu einem Trost- und Erbauungsmittel herabsinken gleich unzähligen anderen religiösen und profanen Büchern. Eine geträumte „Führung des Geistes" bei der Lektüre ist eine Anmaßung und kann sich beim Mangel aller Kriterien und bei den offenbaren Widersprüchen der diese individuelle Führung in Anspruch Nehmenden selbst in der subjektiven Überzeugung nicht auf die Dauer erhalten. Darum ist alles Ausgehen vom Subjekt bei offenbarungsgeschichtlichen Untersuchungen grundverfehlt. „Die Religion," sagt Biedermann," tritt uns empirisch zunächst als eine psychologische Erscheinung entgegen." Weit gefehlt. Die Religion ist eine Macht über den Subjekten; sie tritt uns erfahrungsgemäß auf Schritt und Tritt als Kirche entgegen. In der Kirche haben wir das konkrete anschauliche Phänomen gegenüber dem vielumstrittenen Begriff Religion. Die Kirche ist eine der großen Potenzen, die das Leben der Gesamtheit wie des Einzelnen bedingen. Sie umgiebt uns thatsächlich wie die Luft, in der wir atmen, wir können versuchen, die Augen gegen sie zu verschließen, aber sie ist da in übermächtiger Gegenwart.

Die Psychologie mag die individuellen Momente würdigen, die Eigenart der religiös-ethischen Gefühle und ihr Verhätnis zur Gesamtheit des Geisteslebens darlegen, über mehr als einige abstrakte Sätze wird man durch solche Analyse nicht hinauskommen; ein Verständnis des real-historischen Menschheitslebens wird auf solchem Wege nicht vermittelt. So wenig man den Staat, geschweige einen konkreten Staat, aus dem subjektiven Rechtsgefühl heraus konstruiren und erklären kann, so wenig kann man die Kirche aus der subjektiven Religiosität ableiten und begreifen. Kirche muß erlebt werden; nicht einmal der Verstandesgehalt ist das Erste; nicht die Doktrin, sondern das kirchlich-gemeinschaftliche Leben ist das Wichtigste an der Kirche. Die Doktrin ist wohl leitende Idee, aber nicht sofort und überall bewußt, namentlich nicht im Volk; die praktischen Zwecke sind das Nächste, die Liebesgesinnung ist das subjektive Band, wie die Gnade das objektive. Als Hauptsache wurde bei den Vätern stets betrachtet, zur Kirche zu gehören, dieser heiligen Gnadengemeinschaft einverleibt zu sein und Nahrkraft aus ihr zu saugen wie das Kind aus der Mutterbrust, in ihrem Schatten siegesgewiß zu ruhen als der gottbeglaubigten, durch so viele Heilige und Wunder bestätigten Gnadenanstalt; die Hauptsache war nicht, durch tiefsinnige Spekulation über Gott und göttliche Dinge hervorzuragen. Darum galt auch der getaufte Säugling schon als wirkliches und geheiligtes Mitglied der Kirche, was ohne Sinn wäre, wenn der bewußte Glaube das konstituirende wäre. Im Protestantismus, wo die Idee der Gemeinschaft geschwächt und die That des Einzelnen das Entscheidende ist, muß daher die Kindertaufe immer beargwöhnt werden.

Von diesem universelleren Standpunkt müssen wir an die Offenbarungsgeschichte herantreten; sonst schwindet uns das Verständnis. Dem Weltlenker war es darum zu thun, einen Gottesstaat zu gründen und an ihn als Heilsvermittlung den Einzelnen zu verweisen. Daher die lange Vorbereitung durch Jahrtausende hindurch, darum das scheinbar unbekümmerte Gehenlassen des ungeheuren Gros der Menschheit in der „Finsternis und im Schatten des Tods;" wäre das Individuum das einzig für

Gott in Betracht Kommende, so wäre die soteriologische Führung der Menschheit im großen weltgeschichtlichen Stil unbegreiflich. Ein höchst trauriges Surrogat für die konkrete lebendige Kirchengemeinschaft immer aber noch ein Beweis für das schmerzliche Gefühl des Verlustes derselben ist die Idee von der unsichtbaren Kirche, eine leere Abstraktion, ein Gedankending, entsprungen der Verzweiflung am Artikel von der allgemeinen Kirche. „Da muß dann die wohlklingende Phrase von einem stillen Geisterbund den Abgrund der Kirchenlosigkeit verdecken,“ sagt Döllinger von Hase. Unsichtbare Kirche ist ein Widerspruch, weil das, was Kirche ist, nicht unsichtbar und das, was unsichtbar, nicht Kirche ist, sagt sogar Ed. v. Hartmann.

Eine andere Ausflucht, entsprungen demselben trostlosen Gefühl der Isolirtheit, ist die vorgegebene Tendenz, das Urchristentum erneuern zu wollen. Schon seit Marcion war dies das Losungswort der Häretiker, womit sie ihr Auftreten gegen die Kirchenautorität beschönigten. Abgesehen davon, daß jede Lostrennung von der Kirche dem altkirchlichen Bewußtsein am allerfernsten und die Annahme einer Verirrung der Kirche als solcher die göttlichen Verheißungen Lügen straft, würde dadurch das Christentum nicht als etwas Lebendiges sondern als tote Begriffssache aufgefaßt, die keiner Entwicklung fähig und bedürftig auf mechanische Weise zurückgeschraubt werden könne. Die Religion wird als blose Antiquität, als ein nicht nur in ihrer Grundform sondern auch in ihrer ganzen Entfaltung unabänderlich Fixes gefaßt, womit im Grunde das Wesen des Geistes und der Geschichte verleugnet wird.

Vae soli! Dieser Ruf wird stets das Brandmal des Protestantismus sein; denn selbst in seiner Gemeinschaft ist jeder Protestant doch eigentlich allein. „Die Autorität ist die allgemeine durch Zeugnisse geoffenbarte Vernunft, ohne welche keine Wahrheit, keine Ordnung.“ Lamennais. „Die Religion haßt die Einsamkeit,“ sagt auch Schleiermacher. „Ich gehe in die Kirche, um in einer Gemeinde zu sitzen, um mit der Gemeinde das Vater unser zu beten und den uralten Segen in der Gemeinde über mich sprechen zu lassen,“ sagte Rückert, als Lagarde ihn besuchte. Rührend ist auch die Art, wie Lagarde dieser Sehn-

sucht nach der Kirchengemeinschaft Ausdruck giebt: „Ich bin Nachts am Meer durch die Dünen gewandert; im Sand knirschte und fraß die harte Flut, der Seewind seufzte im Ried, aus dem der Schrei des aufgescheuchten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen zu versinken; ich habe in kaltem, hellem Mittagslicht felsiges Hochgebirg durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigt, daß unwillkürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen — aber was ist solche Einsamkeit des Ozeans und der Alpenwelt gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im Gewühl der Menge alle umfängt, welche, Söhne alter, versinkender Zeiten, Bürger einer zukünftigen Welt, mühseligen Schritts und schweigenden Munds, zu besserer Arbeit ungeschickt und unberufen, Ähren und Ährchen lesen zum Gebrauch für die Kinder Gottes im Winterschnee, zur Aussaat für den — ach so fernen — neuen Tag, der sich ja freilich mit seiner breiten goldenen Wogenpracht Bahn brechen, den aber des jetzt tändelnden und sich anlügenden Geschlechts keiner erblicken wird. Gäbe es wenigstens Verschworene unter uns, einen heimlich-offenen Bund, der für den großen Morgen sänne und schaffte und an den, wenn ihn auch in diesem umgekehrten Pfingsttag die Menge nicht verstehen würde, alle sich anschließen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er die Worte böte!"

§ 8. Die kirchliche Unfehlbarkeit.

Christus hat den Vollinhalt der Glaubenslehre und des Erlösungsschatzes vor seinem Scheiden auf Erden zurückgelassen; denn sein Werk sollte keine tote Reliquie sondern eine fruchtbare, nie verwelkende Pflanze sein, als Samenkorn in die Menschheit gesenkt, um aus unscheinbaren Anfängen zum weltumspannenden, die ganze Menschheit verjüngenden Baum des Lebens heranzuwachsen. „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück. Ich will den Vater bitten und er wird euch einen anderen Tröster geben, daß er in Ewigkeit bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann; denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Ihr aber werdet ihn erkennen; denn er

wird bei euch bleiben und in euch sein." Joh. 14, 17. 18. „Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren. . Er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden." Joh. 16, 13. 14.

Diese himmlische Vollgewalt und dieser übernatürliche Gnadenbeistand ruhte natürlich zunächst in den vom Gottessohn auserwählten und mit der Mission des Evangeliums beauftragten Aposteln. Denn das Reich Gottes ist Ordnung; niemand kann frevelhaft göttliche Sendung sich selbst anmaßen. Der durch die Thüre kommt, nicht der durchs Fenster einbricht, ist der wahre Hirte. So ist für alle Zeit durch die Einsetzung einer geregelten Verwaltung der Geheimnisse Gottes jedem revolutionären Sekten- und Schwärmerwesen ein Ziel gesetzt. Nie kann diese gottgegründete und gottgeführte Ordnung sich vom Wesen des Christentums verlieren. Das würde der göttlichen Lenkung ein schlechtes Zeugnis geben. Zum Überfluß hat der göttliche Stifter solche Möglichkeit energisch abgeschnitten. „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt," sagt er ausdrücklich, und auch der Geist der Wahrheit soll ja bei seiner Kirche bleiben „in Ewigkeit" und sie in alle Wahrheit einführen.

Für den einzelnen ist dadurch der klare, offene, unverlierbare Weg des Glaubens vorgezeichnet; das Festhalten an der Kirche als der „Säule und Grundfeste der Wahrheit." „Jesus hat Hirten und Lehrer verordnet, damit wir nicht mehr Kinder seien, die wie Meereswellen hin- und herfluten und von jedem Wind der Lehre umhergetrieben werden durch die Schalkheit der Menschen, durch die arglistigen Kunstgriffe der Verführung zum Irrtum." Ephes. 4, 14. Keine irdische Macht, nicht einmal „die Pforten der Hölle" können den himmlischen Bau zertrümmern.

So stellt sich die Kirche als ein lebendiger Körper dar, beseelt vom Geiste Gottes, in dem die Vorsteher die Träger der überirdischen Gewalt sind: „Wer euch hört, hört mich und wer euch verachtet, verachtet mich. Luk. 10, 16; „Alles was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein; und alles was ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein. Matth. 18, 18.

Unter den Aposteln ragt wiederum Petrus in bevorzugter Stellung hervor. Er ist der Fels, auf dem die Kirche ruht, ihm sind die Schlüssel des Himmelreiches speziell übergeben; er weidet die ganze Heerde; für ihn hat der Herr gebeten, daß sein Glaube nie wanke. Während die Nachfolger der Apostel nur in ihrer Gesamtheit und in Verbindung mit dem Haupt der Kirche an den göttlichen Verheißungen, insbesondere an der Unfehlbarkeit teilnehmen, besitzt letzteres für sich „ex sese, non ex consensu ecclesiae" dieses Charisma; denn ein Leib ohne Haupt, ein Gebäude, dessen Grund wankt, kann nicht bestehen; daß ferner die Verheißungen Christi nicht blos persönlichen Charakter für seine Apostel tragen, sondern typisch und providentiell gesprochen sind, geht schon aus dem Beisatz „in Ewigkeit," „bis ans Ende der Welt" u. s. w. hervor. Wozu wäre auch ein so mächtiger Apparat nötig, wenn alles nur für ein paar Jahrzehnte dauern sollte!

Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes gründet nicht nur auf den unmittelbaren Sendungsworten Christi, auf dem Ansehen, das Petrus und die römische Kirche als „die Vorsteherin des Liebesbundes" (Ignatius), als die Kirche, „mit der wegen der mächtigeren Prinzipalität alle Gläubigen übereinstimmen müssen" (Irenäus)* schon im tiefsten Altertum genoß, sondern auch auf der ungestörten Geltendmachung dieser Glaubensautorität in den zahlreichen Recursen und Appellationen an den römischen Bischof, welche schon in den ältesten Zeiten der orientalischen wie occidentalischen Kirche üblich waren. Nicht blos in Verfassungsfragen, auch in ausschließlich dogmatischen Kontroversen gab die Stimme des Statthalters Christi ohne oder vor einem Konzilsbeschluß den Ausschlag; so verurteilte Victor I. den Sabellius, Zephyrin die Montanisten, Cornelius die Novatianer, Coelestin I. den Nestorius, was nachher die allgemeine Synode von Ephesus 431 bestätigte, indem sie erklärte, das Schreiben des apostolischen Stuhls an Cyrillus habe schon

* Funk gibt in seinen „Kirchengesch. Abhandl. u. Unters." dieser vielumstrittenen Stelle eine der Döllingerischen sich nähernde Deutung, aber er weist mit Nachdruck auf Irenäus, 4, 26 hin, wo der Kirche Roms ein charisma veritatis certum als apostolischer Kirche zugeschrieben wird.

Urteil und Regel über die nestorische Frage enthalten und sie, die versammelten Väter, hätten nur, darnach sich richtend, diese vollzogen; ebenso bestätigte die allgemeine Synode von Chalcedon 451 den Brief des Papstes Leo I. gegen Eutyches mit den Worten: „Das ist der Glaube der Väter, das ist der Glaube der Apostel; Petrus hat durch Leo gesprochen!“ Ebenso maßgebend war das dogmatische Schreiben des Papstes Agatho II. an den griechischen Kaiser Konstantin Pogonatus für die 6. allgemeine Synode 680 in Sachen des Monotheletismus. Das 6. allgemeine Konzil sagt: „Auf dem apostolischen Stuhl ist immer unbefleckt bewahrt worden die katholische Religion und hochgehalten die heilige Lehre. Indem wir in allem seiner apostolischen Lehre folgen, hoffen wir gewürdigt zu werden, in jener einigen Gemeinschaft zu stehen, welche der apostolische Stuhl verkündigt, worin die ganze und wahre Festigkeit der christlichen Religion beruht.“

Die pelagianischen Streitigkeiten waren durch das Rescript Innocenz I. im Kern geendet (damals schrieb Augustin: Causa finita est; utinam finiatur error); ebenso die Kontroverse über die Ketzertaufe durch den Entscheid des Papstes Stephan trotz des heftigen Widerstands Cyprians.* Beim Jansenismus, bei den in unser Jahrhundert fallenden Irrtümern eines Hermes, Günther, Frohschammer hatte der Entscheid des päpstlichen Stuhls dieselbe Bedeutung. Das Recht des apostolischen Stuhls, in Glaubenssachen endgültig zu entscheiden, haben auch die allgemeinen Konzilien zu Lyon 1274 und Florenz 1430 beidesmal unter Zustimmung der Griechen anerkannt. Dagegen ist kein Konzilsbeschluß, selbst nicht der eines allgemeinen Konzils, für die Kirche rechtskräftig geworden ohne die Bestätigung des römischen Stuhls. Nähmen wir nicht den Papst als das Subjekt der Unfehlbarkeit an, so hätten wir überhaupt keines; denn selbst allgemeine Konzilien haben sich widersprochen und ihre Beschlüsse sind umgestoßen worden; so erklärte das Konzil zu Konstanz und das zu Basel die Superiorität des allgemeinen

* Aber auch Cyprian nennt die Kirche Roms matrix et radix ecclesiae catholicae, ecclesia principalis, unde unitas sacerdotalis orta est (Ep. 59, 14).

Konzils über den Papst, das 5. Lateranense umgekehrt die des Papstes über das Konzil; so verdammte die 5. ökumenische Synode zu Konstantinopel zwei hochangesehene Kirchenlehrer, die auf dem Chalcedonense als rechtgläubig gegolten hatten. Appellationen vom Papst an ein Konzil wurden schon von Pius II. für ketzerisch erklärt und gegen die Konstanzer und Baseler Beschlüsse, soweit sie der Gewalt des päpstlichen Stuhls widerstritten, wurde alsbald von der obersten Autorität Protest eingelegt. Mit dem letzten Konzil im Vatikan ist diese Lehre jeder Zweifelhaftigkeit entrückt; dieselbe aber als eine neue und mit dem Geist des Katholizismus im Gegensatz stehende zu brandmarken, setzt eine völlig verblendete Anschauung von dem Wesen und der Entwicklung der Kirche voraus, selbst wenn es ein berühmter Kirchenhistoriker spricht; denn es ist allbekannt, wie sehr Parteileidenschaft und Gelehrtenverranntheit den klaren Blick trüben. Wo sollte denn das Organ der unfehlbaren Kirche sein! Nimmt man das allgemeine Konzil als solches, obwohl Christus kein Wort von einem solchen gesprochen, so liegen erstens obige positiven und negativen Thatsachen im Wege und zweitens ist dann die Lehre der Unfehlbarkeit des Papstes eben als Dogma eines allgemeinen Konzils Glaubensgegenstand. Man müßte nur wieder das letzte Konzil als unfrei oder weiß Gott wie verdächtigen, eine Manier, der die Willkür an der Stirne steht. Mit der Verwerfung dieses Dogmas ist die Lossagung von der gesamten kirchlichen Ordnung, von dem gesamten Vorsteherkörper, Papst und sämtlichen Bischöfen notwendig verbunden und der religiöse Subjektivismus und Skeptizismus bereits betreten.

Man hat nun indirekte Beweise gegen die Unfehlbarkeit vorgesucht und vermeintliche häretische Entscheidungen des päpstlichen Stuhls geltend gemacht. Da Privatmeinungen einzelner Päpste hier nicht in Betracht kommen, so handelt es sich ernstlich nur um die Honoriusfrage. Honorius soll in einem Brief an Sergius, den Patriarchen von Konstantinopel, den Monotheletismus vertheidigt haben und deswegen vom 6. Konzil zu Konstantinopel 680 als Ketzer verdammt worden sein; diese Verdammung sei von den päpstlichen Legaten auf dem Konzil selbst und später von Papst Leo II. bestätigt und die Ver=

dammungsformel sogar in das Glaubensbekenntnis eingerückt worden, das jeder neugewählte Papst, geloben mußte.

Es besteht nun gegenwärtig vor allem kein Zweifel, daß Honorius kein Häretiker war. Seine Schrift war ein diplomatisches Ausweichen und Beiseiteschieben der ernsten Schwierigkeit, was auch seine eigentliche und einzige Schuld ist, aber seine Worte enthalten nichts Unkatholisches. Honorius will, daß weder von einem noch von zwei Willen in Christus gesprochen werde solle, darüber sei in der Schrift nichts enthalten; es genüge, wenn die eine, stets harmonische, gott-menschliche Handlungsweise betont und jeder Widerstreit von Willensenergien ferngehalten werde. Also nicht die zwei Wirkungsprinzipien verwarf der Papst, sondern nur einen Widerspruch in den Naturen Christi. Bezüglich der prinzipiellen Frage verhielt er sich ablehnend, was freilich eine indirekte, wenn auch nicht gewollte, Begünstigung der Häresie in sich schloß und ihre Ausbreitung beförderte. Die Hauptschwierigkeit in der Honoriusfrage liegt nicht in dem Problem der Orthodoxie oder Nichtorthodoxie des Papstes, worüber kaum mehr ein Bedenken herrscht, sondern wie es kam, daß ein Papst wegen Häresie aus der Kirche ausgeschlossen und diese Ausschließung vom päpstlichen Stuhl gutgeheißen werden konnte. Die strenge Censur wurde ausgesprochen, weil der Vorsteher der Christenheit nicht die apostolische Tradition wahrte, sondern „durch verräterische Nachlässigkeit den reinen Glauben unterwühlen ließ" subverti permisit, (passiv nach dem griechischen παρεχώρησε; Hase hat die falsche Übersetzung: „subvertere conatus est.") Also eine ethische Schuld der Fahrlässigkeit, die anbetrachts der Wichtigkeit der Sache so schlimme Folgen zeitigte und daher so furchtbar gerügt wurde, aber keine ketzerische, den Glaubensinhalt betreffende! Mindestens wurde in Rom die Verurteilung des Honorius in diesem Sinne gefaßt; denn Leo II. schrieb nachher erläuternd an die spanische Bischöfe, Honorius habe die Flamme der Häresie nicht, wie es geziemt hätte, durch apostolische Autorität im Entstehen ausgelöscht, sondern durch Nachlässigkeit gefördert (negligendo confovit); und in einem Brief an den König Erwig: maculari consensit, er ließ den Glauben beflecken.

Daß **Petrus** die **römische Kirche** gegründet, ist schon durch den Brief des hl. Clemens von Rom an die Korinther konstatiert. Unter den „edlen Vorbildern," die in Rom gewirkt und gelitten hätten, führt er auch Petrus an, „der viele Mühsale ertrug und als ein Martyrer hinging an die Städte der Herrlichkeit." Dann folgen die Zeugnisse von Ignatius 116 im Briefe an die Römer, von Papias, Dionysius von Korinth, Irenäus, Tertullian, Eusebius u. s. w. nebst den zahlreichen monumentalen Erinnerungen, die schon im dritten Jahrhundert bezeugt sind: der Kirche der hl. Pudentiana, wo der Apostelfürst Messe gelesen haben soll, der Kapelle Quo vadis auf der Via Appia, der Menge allegorischer Abbildungen in den Katakomben, die Petrus als Moses Wasser aus dem Felsen schlagend, als Steuermann das Schiff der Kirche lenkend u. ä. darstellen. Unter dem Symbol Babylon im ersten Brief Petri ist offenbar die Weltstadt zu verstehen. Die dagegen geltend gemachten Argumenta ex silentio (Nichterwähnung in den Paulinischen Briefen) besagen gegen so klare positive Zeugnisse nichts. Paulus selbst nennt Rom einen für ihn „fremden Boden," wo der Grund schon gelegt sei. Sollte bei der Nichterwähnung des ersten Apostels in Pauli Briefen aus Rom nicht eine kleine Eifersucht gegen den Gründer der Kirche Roms, die ja schon im Antiochenischen Streit so lebhaft ausgebrochen war, mitspielen? Ich dächte, das dürfte unbeschadet der Achtung vor dem Apostelpaare zugestanden werden. Auffallend ist die Thatsache immerhin. Selbst Hase giebt übrigens die Anwesenheit Petri in Rom zu; nur brauche er nicht Gründer der römischen Christengemeinde gewesen zu sein, die sich bei dem Zuströmen aller Welt nach der Hauptstadt ganz von selbst dort habe bilden können. . . Dies Letztere ist nichts als vage Vermutung.

§ 9. Notwendigkeit des unfehlbaren Lehramts und Verhältnis desselben zu Schrift und Tradition.

Kein Satz ist der modernen Zeit unbequemer und unsympathischer als der von der Infallibilität und keiner ist doch fundamenteller und notwendiger; denn ohne ihn hängt die ge-

samte Heilsvermittlung in der Luft. Das Magisterium muß durch fortwährenden höheren Beistand gegen Mißgriffe und Verwirrungen gesichert werden. Ohne solche Beihülfe von oben bestünde keine Garantie gegen Irrtum. Wer sollte davor schützen? Die theologische Wissenschaft? Ist schon in profanen Dingen die menschliche Vernunft keineswegs unfehlbar und haben selbst große Gelehrte die größten Fehler begangen, wie könnte die Vernunft in übersinnlichen Wahrheitslehren von selbst das Richtige treffen, in Dingen, die ihrer Natur nach über den Grenzen der menschlichen Spekulation hinausliegen. Wohl sind uns das Wort Gottes und die Erblehre als Hinterlage des Glaubens gegeben und es handelt sich bei der kirchlichen Heilsvermittlung ja nicht um Aufschließung neuer, bisher unbekannter Geheimnislehren, das kirchliche Lehramt hat vielmehr ausgesprochener Weise nur den Zweck, das materiell abgeschlossene Depositum fidei den Völkern zu vermitteln, den Zeitverhältnissen gemäß zu entfalten und zu erläutern — aber selbst dies setzt, soll es in vollkommner, unverirrbarer Weise geschehen, mehr als menschliche Kraft voraus. Wo immer Menschen sind, ist gegen Irrtum kein Gewähr; Angelegenheiten des ewigen Heils aber verlangen unbedingte Sicherheit, und dies voraussehend hat der Heiland sie gegeben durch die oben angeführten Verheißungen. Wie Inspiration zur Offenbarung, so gehört Assistenz zur Handhabung und Verwaltung der Offenbarung. Die heilige Schrift ist kein Lehrbuch mit Paragraphen, aus dem unschwer der Glaubensinhalt entnommen werden könnte, sondern ein Komplex von Gelegenheitsschriften, unsystematisch, ahnungsvoll, selbst mit teilweisem Antagonismus (so zwischen Paulus und Jakobus); sie enthält die Glaubenslehre als erhabenes Mysterium, das immer neu zum nachdenkenden Erfassen reizt, aber nie ganz in der menschlichen Analyse aufgeht. Alle Sekten haben sich auf die Schrift berufen, jede hat das richtige Verständnis für sich in Anspruch genommen — ein Beweis, daß eine auslegende Gewalt neben ihr notwendig ist. Es handelt sich ja nicht darum, jede Einzelheit klarzulegen, den Verstand, die Erkenntnis in allen Punkten festzulegen; dies wäre vielmehr der Tod der Wissenschaft —

aber die Hauptziel- und Richtpunkte müssen doch von der Autorität vorgezeichnet und gegen Verwirrung gesichert werden; sonst fällt wie im heutigen Protestantismus, wo bereits die Gottheit Christi, ja die Persönlichkeit Gottes nicht mehr allgemein anerkannte Wahrheiten sind, das ganze Lehrgebäude auseinander und es bleibt nur der Name Christ übrig. Ist ja der Sturm gegen das Apostolikum, das stets und unter allen Glaubensgemeinschaften, die sich christlich nannten, das unverrückbare Grund- und Bollwerk der Lehre war, in vollem Gang und findet bei den Konsistorien und Synoden nur schwachen Widerstand; auch die Taufe ist vielfach zur blosen Cärimonie herabgesunken und wird in ganz willkürlicher Weise gespendet. Die Schweizer Synode beschloß 1893 sogar mit großer Mehrheit, die Taufe nicht mehr als Bedingung der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche zu betrachten. Zu Württemberg erklärte Prälat Wittich Pfarramtskandidaten gegenüber die Religion als Denkfehler — so berichtet unwidersprochen Steudell. Dekan Kneucker erklärt im evangelischen Kirchenblatt von Baden die Gottheit Christi für katholische Menschensatzung; nur pfäffische Anmaßung und dumm dreiste biblische Unwissenheit könne dies Dogma festhalten; der Mann bleibt aber in Amt und Würde.

II. Katholizismus und Protestantismus der Gegenwart.

§ 10. Sachlage.

Dem dargelegten Verhältnis zwischen Katholizismus und Protestantismus, der Ohnmacht des letzteren in allen prinzipiellen Fragen gegenüber dem festen Grundbau des ersteren würde auch äußerlich ein starkes Anwachsen der katholischen Bevölkerung und ein Zurückweichen der protestantischen entsprechen, da das gläubige Gemüt sich von einer in Auflösung begriffenen Lehre, der jede feste Glaubensregel dahingeschwunden, unmöglich befriedigt finden, noch weniger sein ewiges Heil erwarten kann. Ein unbefangener Blick auf die Zeitlage

zeigt uns das Gegenteil: Wir bemerken ein siegreiches Vordringen des Protestantismus trotz seiner dogmatischen Haltlosigkeit und ein auffallendes Zurückweichen des Katholizismus fast auf allen Gebieten und in allen Ländern. Wo der Katholizismus mit dem Protestantismus zusammentrifft, da scheint er diese Konkurrenz nicht bestehen zu können; wir bemerken in paritätischen Staaten ein weit stärkeres Anwachsen der protestantischen Bevölkerung und zwar auf Kosten der katholischen, so in Baden, wo das Minus zu Gunsten der Protestanten in wenig Jahren 44000 betrug, im Elsaß, wo die Zunahme der Protestanten das Doppelte der Zunahme der Katholiken ausmacht und ähnlich überall, wo nicht besondere Verhältnisse wie das Zuströmen aus rein katholischen Gegenden das Facit für den Katholizismus günstiger stellen. 18000 Übertritte geschahen 1895 in Preußen von der katholischen zur protestantischen Kirche, denen nur 2000, also kaum der zehnte Teil von der protestantischen zur katholischen Kirche gegenüber stehen. Noch ungünstiger ist es in Sachsen. In Köln allein traten im einzigen Jahre 1894 322 Katholiken zum Protestantismus, 60 sogar zum Judentum über und während sich die katholische Bevölkerung der Erzdiözese Köln von 1872—91 um 42% vermehrte, stieg die protestantische um 84%, also um das Doppelte!

Schlimmer noch als dieses numerische Zurückbleiben ist das qualitative Sinken der Katholiken nach Rang, Intelligenz und Besitz. Ein Maßstab dafür ist die Anteilnahme an den höheren Schulen, welche seitens der Katholiken in Baden verhältnismäßig nicht halb so stark als bei den Protestanten ist, in anderen Staaten etwas, aber nicht viel günstiger. Speziellere Zahlen siehe bei Schell, Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts, S. 6.

In katholischen Staaten ist es geradezu staunenswert, welchen Einfluß sich die wenn auch minimale protestantische Quote der Bevölkerung auf Staatsleitung und Wissenschaft zu verschaffen weiß. Besonders auffallend ist dies in Frankreich und Ungarn, wo der protestantische Einfluß dominirt, ja sich zum Unterdrücker der katholischen Majorität aufzuschwingen wußte. Selbst wo eine solche unwürdige Knechtschaft in katho-

lischen Staaten nicht besteht, ist doch das katholische Prinzip fast nirgends fähig, sich zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, zur Beherrschung des Volkserziehungswesens, zur Christianisirung der Gesellschaft durchzuringen. Wird ja von Protestanten mit Vorliebe darauf hingewiesen, daß katholische Staaten der Herd der Revolutionen seien und überhaupt der kräftigen Führung und inneren Solidität entbehrten. Dieser Vorwurf läßt sich nicht abschneiden mit den Einwand, daß diese Staaten eben nicht wahrhaft katholisch seien und den katholischen Grundsätzen nicht ungestörten Wirkungskreis gönnten; denn dann läßt sich wieder fragen: Wie kommt es, daß die katholische Kirche, die doch hier einst alleinherrschend gewesen, ihren Einfluß nicht besser hat zu bewahren verstanden? Und warum hat sie jetzt nicht die Kraft, durch ihre Ideen diesen Einfluß wieder zu gewinnen, die einst doch im Fluge die zivilisirte Welt gegen eine Armee von Feinden eroberte? Es hilft nichts, sich über das Unbequeme der Thatsachen hinwegzutäuschen. Wer es redlich mit der Kirche meint, muß diesen klar ins Auge schauen, die Ursachen zu ergründen suchen und dann auf die wirksamen Heilmittel sinnen. Sehen wir nun, wie der Sachverhalt zu erklären ist!

1. Bei dem stärkeren Anwachsen der protestantischen Bevölkerung waren schon ethnologische Ursachen im Spiel, indem die neue Religion vorzugsweise in Ländern germanischer Race um sich griff, die mit jüngerer Kraft und größerem Unternehmungsgeist ausgerüstet waren, als die Romanen, die sich bereits im Niedergang bewegten; auch politisch waren die Protestanten gewaltig bevorzugt, indem die lebenskräftigsten Staaten: Preußen, England, Holland, Amerika sich an seine Spitze stellten und demselben Siege auf Siege errangen, während gleichzeitig die katholischen durch Eifersucht gespalten waren, ja unter sich im eignen Fleische wühlten und dem Feind in die Hände arbeiteten. Ganz besonders schädlich wirkte die unversöhnliche Gegnerschaft der beiden katholischen Hauptstaaten Frankreich und Österreich, welche den 30 jährigen Krieg zu Ungunsten der katholischen Partei entschied. Die politischen Eroberungen hatten aber die religiösen in unmittelbarem Gefolge, entweder

durch zwangsweise Protestantisirung nach dem früheren Rechtsatz: cujus regio, ejus religio, oder, wo dies nicht mehr ging, durch starke Bevorzugung des der führenden Partei angehörigen Bekenntnisses und durch eine Reihe kluger Verwaltungsmaßregeln, wodurch es z. B. Preußen gelang, in der ehemals ganz katholischen Rheinprovinz binnen kurzem eine starke evangelische Minorität hervorzubringen. Auch die günstigere soziale Lage, in der sich meist die protestantische Bevölkerung befindet, drückt auf das Emporkommen der katholischen, was namentlich in der für diese so ungünstigen Einsegnungsziffer bei gemischten Ehen zum Vorschein kommt.

Es giebt aber auch spezifisch konfessionelle Ursachen, die außer diesen mehr zufälligen Konjunkturen thätig sind. In der katholischen Kirche besitzt der Cölibat ein geheiligtes Ansehen und wirkt naturgemäß dem Wachstum der Bevölkerung entgegen. Nicht blos der gesamte katholische Klerus, der viel zahlreicher ist als der protestantische, wird dem Familienleben entzogen, sondern auch von der übrigen Bevölkerung beiderlei Geschlechtes wird ein nicht unbeträchtlicher Teil in Klöstern dem Weltbetrieb ferngehalten oder aus Privatdevotion für das ehelose Leben gewonnen. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß es gerade der sittlich und in der Regel auch physisch kräftigste und edelste Teil des Volkes ist, der so für die Fortpflanzung verloren geht, was das katholische Familienleben auch qualitativ dem protestantischen gegenüber in Nachteil setzt. Dazu kommt noch, daß der katholische Bauernstand vielfach, namentlich in den Alpengegenden, weit später zur Ehe schreitet als der protestantische, daß das Erbgut meist ungeteilt in Einer Hand bleibt und die jüngeren Geschwister oft als Arbeiter bei dem Bruder bleiben, daß auch die Dienstboten selten verheiratet sind, während im protestantischen Norden, namentlich auf den Rittersstandssitzen, wo die Taglöhner gesucht sind, das Heiraten von der Herrschaft begünstigt wird. Daß auch die außerehelichen Kinder unter den Protestanten weit zahlreicher sind als unter den Katholiken und zwar trotz der günstigeren Heiratsmöglichkeit, ist statistisch erwiesen. Ein keusches Leben findet im protestantischen Christentum weit weniger Antrieb und Wertschätzung

als im katholischen, wo der Glanz der evangelischen Räte und der Ascese in voller Blüte steht.

2. Die qualitative Besserstellung der protestantischen Bevölkerung ist aus dem Bisherigen bereits zum Teil erklärt. Nicht blos von Anfang an verfügte die Reformation über den gebildeteren und reicheren Teil Deutschlands, so namentlich über die Reichsstädte und das Gros der Gelehrtenwelt, sondern dieses Mißverhältnis mußte nach dem Sieg der Reformation immermehr sich vergrößern. Es ist berechnet worden, daß allein der Einfluß des evangelischen Pfarrhauses gegenüber der Unfruchtbarkeit des katholischen einen Verlust von einer Viertelmillion gebildeter und wohlhabender Familien für den Katholizismus bedeutet, ein Verlust, der sich täglich vergrößert. S. meine „Keuschheitsideen," S. 172. Dadurch, wie durch die Absorption der Klöster und die sozial schwächere Lage wird die katholische Quote der Bevölkerung immermehr ins Proletariat herabgedrückt.

3. Auch bezüglich der Intelligenz ergeben sich nicht wegzuleugnende Rückstände.

Dieselben haben keineswegs in den bisher gewürdigten Umständen, namentlich in der ärmeren Lage der katholischen Bevölkerung, allein ihren Ursprung, sondern bedürfen einer genaueren Betrachtung. Es ist unleugbar, daß sich der Protestantismus zum Führer der Kulturbewegung gemacht hat, daß die Leistungen desselben in Philosophie, Geschichte, Technik, Dichtkunst die katholischen im Allgemeinen weit überragen — eine Erscheinung, die zur Behauptung einer allgemeinen „Inferiorität" des Katholizismus geführt hat und von den gegnerischen Organen mit Jubel verkündigt wurde. Gregorovius schreibt in seinem „Römischen Tagebuch": „Jetzt ist die römische Kirche nur noch eine entseelte Maschine im Vergleich zu der alles Leben durchströmenden Macht, die sie im Zeitalter der Hohenstaufen hatte. Die deutsche Reformation hat ihr mehr entzogen als blos ein großes Länder- und Völkergebiet — sie hat sie innerlich verarmen gemacht. Alles, was vordem ihre Größe gewesen: die Wissenschaft, die humanen und fortbildenden Ideen jeder Art, ist Eigentum der Reformation geworden. Alles, was die euro-

päische Menschheit seit drei Jahrhunderten entwickelt und vorwärts treibt, ist die Wirkung des reformatorischen Prinzips allein. Das römische Papsttum, in welchem sich jetzt die katholische Kirche vollkommen centralisirt hat, ist als Weltmacht und Führer der Kultur erloschen und kein die Menschheit begeisternder und mit sich fortreißender, kein prophetischer und zukunftvoller Gedanke kann irgend im Vatikan entdeckt werden. . . . Kann das Prinzip der Infallibilität, der Ertötung der Vernunft in der Kirche und die Knechtung des Gedankens überhaupt als eine Idee begriffen werden, welche die Menschheit begeistern muß, weil sie ihr das hohe Ziel ihrer Entwicklung in der Zukunft vor Augen stellt? Nur mit Lächeln kann man diese Frage anhören und beantworten."

Wie steht es mit dieser Behauptung der katholischen Inferiorität?

Der badische „Beobachter" leitete das Zurückbleiben der Katholiken in der Bildung von ihrer physisch unvollkommneren Organisation ab: die Katholiken wären Flachköpfe und als solche denkschwach, bornirt am Autoritätsglauben festhaltend, die Protestanten dagegen Langköpfe und deshalb energischer, fortschrittlich, zum Selbstdenken geneigt. Diese Entdeckung des liberalen Blattes ist allgemein mit dem gebührenden Heiterkeitserfolg aufgenommen worden und würde einer Berücksichtigung nicht wert sein, wenn sie nicht zeigte, wie weit schon der Hochmut im protestantischen Lager gestiegen ist. Man will uns bereits als eine niederere Race wie die Neger, Malayen brandmarken. Daß ein Sinken der katholischen Intelligenz, wenn es vorhanden, mit der katholischen Religion als solcher nichts zu schaffen hat und höchstens in vorübergehenden und abstellbaren Umständen seinen Grund haben kann, lehrt schon ein Blick auf die Geschichte. Selbst Gregorovius giebt zu, daß die katholische Kirche bis auf die Neuzeit die Führerin der Kultur gewesen sei, sie habe nur, meint er, ihre Rolle seit den drei letzten Jahrhunderten an die Reformation abgegeben. Aber warum sollte der Katholizismus, der so Großes geschaffen, auf einmal seine Kraft verloren haben, aus einem, ja dem eigent-

lichen und höchsten Kulturträger zu einer kulturfeindlichen Macht geworden sein? Die Kirche hat den Kampf mit der reichen antiken Bildung aufgenommen, sie hat die alte Kultur durch ihre höhere überwunden, aber die reichen Bildungsfermente des Altertums nicht hochmütig verachtet, sondern in das christliche Denken eingegliedert und die katholische Wissenschaft durch sie bereichert; sie hat auf dieser Grundlage eine überaus reichhaltige Kultur auf allen Gebieten des Lebens und Wissens unter allen Völkern hervorgebracht und sollte nun mit einem Schlag dieser hohen Mission untreu geworden sein?

Und was hat denn die Reformation für große früher unbekannte Kulturideen ans Licht gebracht, daß das bisherige zivilisatorische Prinzip dagegen ganz verschwinden mußte? In den Augen unparteiischer Beurteiler nehmen sich diese neuen Kulturerrungenschaften nicht so vorteilhaft aus. Paul de Lagarde sagt: „Das ist sicher, die Geschichte ist noch nicht am Ende. Wir haben die große Verzweiflung der alten heidnischen Welt gesehen, auf welche das Christentum folgte, wir wissen, mit welchem bitteren Schmerz die Menschheit am Ende des Mittelalters zu ringen hatte, Gott seis geklagt, daß damals nichts weiter herauskam als die schäbige Reformation des 16. Jahrhunderts." Der Protestantismus hat nach Lagarde nicht eine einzige positive Idee in die Menschheit gebracht. Was er Positives hat, sei von der katholischen Vergangenheit herübergenommen worden. „Die Reformation," sagt er, „war ein Subtraktionsexempel, in dessen Folge das reiche erquickende Gefühlsleben der alten Kirche mehr und mehr versiegte, von starrer Verstandesmäßigkeit und allerlei Judaismus wie von Wüstensand überweht wurde, gleichwie die bleibende Religionsspaltung zum nationalen Unglück ohne Gleichen geführt hat." Auch Comte nennt im V. Buch seiner Phil. positive p. 231 den katholischen Geist den positiven Geist; der protestantische Geist habe auf sozialem Gebiet nur sterile und zwecklose Kontroversen hervorgerufen gegenüber dem eminenten sozialen Genie des Katholizismus, der gerade durch die Doppelheit der Gewalten, durch das Geltendmachen einer rein moralischen Macht gegenüber dem Despotismus der Fürstengewalt so segensreich

für die Völker gewirkt habe. In seinem Humanitätskalender führt Comte keinen einzigen der protestantischen Religionsstifter und Koryphäen auf, „weil sie nichts Positives zur Menschheitsentwicklung beitrugen.“ Selbst Schelling hebt den rein negativen, kritischen Charakter des Protestantismus, wie er schon im Namen liegt, scharf hervor; der Protestantismus könne ein universelles Prinzip nicht sein, weil, wenn er es würde, dann nichts mehr wäre, wogegen er protestiren könnte. „Er lebt mit seinem Gegensatz und fällt mit dessen Vernichtung.“

Wenn man freilich alles, was seit dem Ausgang des Mittelalters geschaffen wurde, auf Rechnung des Protestantismus oder mindestens des „protestantischen Geistes“ setzt, so kann man leicht Protestantismus mit Geistesfortschritt, Katholizismus mit Rückschritt identifiziren; aber vor der Geschichte nimmt sich die Sache doch etwas anders aus. Selbst wenn man den Verfall der mittelalterlichen, besonders der scholastischen Bildung zur Zeit der Reformation zugiebt, so darf doch nicht vergessen werden, daß vor Luther und ganz unabhängig von der reformatorischen Bewegung bereits eine ganz neue Kulturära ein gewaltiges Aufblühen der Philosophie, Naturwissenschaft, Technik, Kunst, Philologie und Rhetorik auf durchaus katholischem Boden und unterstützt von den höchsten kirchlichen Autoritäten im Gange war — die Kultur der Renaissance, deren Entwicklung durch die Reformation eher gestört als begünstigt wurde. Descartes, Geulinx, Malebranche, Galilei, Michel Angelo, Raphael, Vives, de Feltre, Petrarca, Reuchlin, Celtes, nebst der Masse der älteren Humanisten waren gute Katholiken und sicher keine Feinde der Bildung. Die Kunst litt stark unter der eintönigen neuen Religionsrichtung und auch die weltlichen Wissenschaften konnten zunächst — etwa mit Ausnahme der Philologie — unter dem theologischen Gezänk, das nun alle Hörsäle erfüllte, nur schwer sich Gehör verschaffen. „Was das Luthertum war, ist jetzt das Franztum in diesen letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück“, sagt sogar Goethe. Und betrachten wir das rein religiöse Moment, so mußte das neue Prinzip der Freiheit von aller Autorität auf dogmatischem Gebiet ebenso zerstörend werden, als das andere

der Selbstrechtfertigung durch den Glauben auflösend für Sitte und moralische Zucht wirkte.

Die Reformation hatte von Anfang an ihre Stärke nur in der Kritik, im Ankämpfen gegen unleugbare Mißbräuche, an denen die Kirche krankte, sie ging aber in der Polemik viel zu weit; sie schüttete das Kind mit dem Bade aus. Vom berechtigten Vorwurf des unkirchlichen Lebens so vieler Bischöfe und Kirchenoberen schritt sie zur Abschüttlung der gottgesetzten kirchlichen Autorität, vom Tadel des marktschreierisch ausgebotenen Ablasses, des äußerlich und gedankenlos gewordenen Christentums kam sie zur gänzlichen Verwerfung erst der kirchlichen Bußübungen, dann der guten Werke überhaupt, zur Entwertung der gesamten Moral; von der Forderung der Verinnerlichung des christlichen Lebens schritt sie zur Verachtung der Ascese, zu dem frevelhaften Vertrauen, die Rechtfertigung vor Gott ohne jede eigne That durch den blosen Gedanken an die Verdienste Christi abtrotzen zu können. Während früher Anstoß erregt hatte, daß man durch ein Almosen, wobei aber reuevolle Beicht vorausgesetzt war, von allen Sündenstrafen frei werden könne, trug Luther seinerseits kein Bedenken, die ewige Seligkeit und Verzeihung nicht blos der Strafen, sondern aller Sünden an etwas noch weit Müheloseres, ja geradezu Frivoles: das vermessene Vertrauen, sie seien verziehen, zu knüpfen. Dieser blose Fiducialglaube, der von wahrem demütigen Tugendglauben, wie ihn die Väter gelehrt, himmelweit entfernt ist, kam also einem vollkommenen Ablaß nebst sakramentaler Lossprechung gleich. Selbst Schwenkfeld äußerte gegen die Lutheraner: „Ihre Gerechtigkeit ist rein auswendig: Vergebung der Sünden, Glauben, wie wenn man Ablaß kauft.“ Zugleich wagte der sogenannte Reformator, das Gesetz Gottes als gänzlich unverbindlich und zur Seligkeit unnütz hinzustellen und damit dem schrankenlosesten Libertinismus Bahn zu brechen. Die anfängliche moralische Entrüstung endigte in erklärtem Antimoralismus. Luther entblödete sich nicht zu sagen, die Stellen der Schrift, wo Gott uns zu gebieten scheine, seien nur schimpflicher Vorwurf unseres Unvermögens, sie begriffen einen Hohn in sich, „wie wenn man

einen Lahmen zum Tanzen auffordert.“ Drastisch hat das neue Evangelium der Humorist Liskow in seiner Satire „Über die Unnötigkeit guter Werke zur Seligkeit“ geschildert. Er sagt dort: „Die Lehre von den guten Werken führt blos zum Hochmut. Wenn ein reicher Fürst einem armen Schuldner die ganze Schuld schenkt, müßte der nicht der größte Geck von der Welt sein, wenn er sich einbilden wollte, er dürfe sich vor seinem Gläubiger nicht sehen lassen, wenn er nicht seine schon bezahlte Schuld noch einmal abtrüge? Ich sehe schon, daß Ew. Hochedelgeboren denken werden, es würde doch wohl von dem geretteten Schuldner übel gethan sein, wenn er die Güte seines Wohlthäters mißbrauchen und sich durch eine liederliche Lebensart von neuem in Schulden setzen wollte. Hieraus werden Sie den Schluß ziehen, daß ein tugendhafter Wandel einem Christen, der selig werden wolle, so nötig sei, als eine gute Haushaltung einem Menschen, der einmal durch Freigebigkeit eines andern aus der Not gerettet wurde; allein um Ihnen diesen Wahn zu nehmen, brauche ich nur mein Gleichnis fortzusetzen. Wir wollen demnach sagen, der Wohlthäter unseres Schuldners habe nicht nur die schon gemachten Schulden seines Freundes bezahlt, sondern auch noch für alle künftigen gutgesagt und darüber eine Versicherung ausgemacht, die nicht verbindlicher sein könnte. Meinen Ew. Hochedelgeboren, es sei nötig, in Künftigem besser hauszuhalten und keine Schulden mehr zu machen? Mir däucht, der natürlichste Schluß ist, daß er nunmehr glaubt, keine Ursache mehr zum Sparen zu haben, „„da uns Gott um Christi willen die Sünde nicht will zurechnen. Ob wir schon Sünder seien und böse Buben bleiben, so werden wir doch um des Glaubens willen an Christum vor Gott für gerecht gehalten und angenommen. Paulus muß uns schützen: Dem, der nicht mit Werken umgeht, aber glaubt an den, der den Gottlosen gerecht macht, wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. Röm. 4, 5.““ Als ob uns Gott im Sterben oder am jüngsten Tag sagen würde: Kommt, ihr bösen Buben, in den Himmel um meines Sohnes willen! . .“ Den Beweis, daß die Werke zur Seligkeit nicht gehören, sieht der Satiriker auch darin, „daß ein Prediger sogleich

abgesetzt wird, wenn er irrige Lehren überliefert, keineswegs aber, wenn er Bubenstücke, Schandthaten sich schuldig macht. All diese Männer hören nicht auf, rechtschaffene Diener Gottes zu sein, was sie nicht mehr wären, wenn ihre Lehre nur im geringsten Teil so irrig wäre, als ihre Aufführung lasterhaft ist. Die Ursache ist, weil unsere Gottesgelehrten wider die alten und neuen Donatisten mit Recht behaupten, daß die Gottlosigkeit eines Predigers der Gültigkeit seines Amtes nichts nehme. Wie könnten sie aber dies thun, wenn die guten Werke eine so notwendige Eigenschaft und nicht vielmehr ein bloser Zierrat eines Christen wäre?" Die Beispiele, die Luther für seine Lehre wählte, zeigten, wie sein Geist weiter sehe, als der gewöhnlicher Leute. Er sehe in der Blutschande der Töchter Lots und in der Pracht Rebekkas das Protzen mit guten Werken „„damit sie wollen den Himmel pochen."" Die Lutherischen Gottesgelehrten, das müßte ihnen der ärgste Feind lassen, hätten für Reinerhaltung der Lutherischen Lehre von Werken alles gethan. „Auch der boshafteste Verleumder kann ihnen nicht nachsagen, daß sie jemals auf die Notwendigkeit der guten Werke gedrungen oder etwas gethan, woraus man schließen könnte, daß sie dieselben für wichtig hielten. Sie haben sich vielmehr all denen, die von einer Verbesserung des Christentums in Ansehung der Sitten geschwätzt, zu allen Seiten männlich widersetzt und solche für falsche Brüder, für Wölfe in Schafskleidern gehalten. So geschah es dem Johann Arnd, dem Rostocker Müller u. a. Auf Akademien unterwies man die, welche sich dem Dienst der Kirche widmeten, in keiner anderen Wissenschaft als in der Kunst, mit den Ketzern um die Wahrheit zu fechten, und wenn sie auf solche Art zur rechten Führung in der Kirche des Herrn zubereitet wirklich zum Lehramt kamen, so trugen sie ihren Gemeinden vor, was sie gelernt hatten, nämlich die unverfälschte lautere Milch des Evangeliums: sie verfluchten die Ketzer, trösteten die Sünder und vermieden sorgfältig, der Besserung des Lebens und der guten Werke zu gedenken. Schlugen sie dem groben Sünder mit dem Hammer des Gesetzes eine Wunde, so ließen sie ihn nicht, so klein auch die Wunde war, unverbunden in seinem Blute liegen, sie hatten gleich das Öl und

den Wein des Evangeliums zur Hand und tröpfelten von diesem heilsamen Saft soviel in die Wunde als nötig war, zu verhindern, daß der kalte Brand und die Verzweiflung dazu schlüge. Nur eine solche Lehre giebt Beruhigung für die Todesstunde. Wenn man ein reines Gewissen verlangen würde, wer hätte es? Da man nun die wahre Religion an der Kraft und Beruhigung, die sie giebt, erkennt, so folgt daraus, daß der lutherische Glaube der rechte ist."

Es war fatal für das neue Evangelium, daß es so stark auf die Gelüste des niederen Menschen, auf Freiheit vom Gesetz, von Buße und Abtötung, Rücksicht nahm, daß die Reformatoren den Gelüsten der weltlichen Obrigkeit auf die reichen Kirchengüter in jeder Weise entgegenkamen, überhaupt sich ganz an die weltliche Macht anlehnten. Während das Evangelium Christi an die höchsten und idealsten Gefühle appellierte, eine innere Reinheit und Entsagung forderte, welche bisher nicht geübt worden war, und nur dem edelsten Enthusiasmus, der aufs höchste entflammten Tugendbegeisterung seinen Sieg zu danken gehabt hatte, kam die reformatorische Lehre den niederen Strebungen des Herzens in bedenklichem Maße entgegen und verdankte nur diesem glücklichen Umstand wie der sehr unevangelischen Politik der Fürsten seine Übermacht. Es war also eigentlich ein Abfall vom Christentum, der sich in der Reformation vorbereitete und teilweise schon vollzog. Alles was Anstrengung erforderte, wurde vom alten Christentum bei Seite geworfen, so vor allem der verhaßte Cölibat, das Fasten, Beichten und sonstige „Werkheiligkeit." Das war nun freilich bequem, für ein tieferes Heilsstreben aber beunruhigend und durch die Empfindung, für die göttliche Begnadigung zu wenig zu thun, peinigend. Im besseren Protestanten schlummert und nagt immerwährend der unbefriedigte Drang nach Bußwerken, das Gefühl, daß die kirchlichen Vorschriften zu leicht, der Weg zur Seligkeit zu gebahnt sei. Selbst das Bekenntnis der Sünden, die dem reuigen Gemüt so natürliche Aussprache über seine Verfehlungen und Ratserholung für die Herzensänderung soll nach Luther und Melanchthon eine unerträgliche Gewissensfolter sein! Welch eine rohe Anschauung! Schon das Minimum der

Buße, das so erleichternde, von Christus deutlich vorgeschriebene Sündenbekenntnis, das sich überall von selbst auf die Lippen drängt, wo wahre Reue ist, das jede Mutter vom fehlenden Kind als erste Bedingung der Verzeihung verlangt, soll etwas Unerhörtes, eine Folter sein? Ist das die Empfindung des unverfälschten Menschengemüts? Goethe erzählt in seiner Sebstbiographie, wie er bei seiner Konfirmation mit der Sehnsucht, ein selbstverfaßtes Bekenntnis über sein bisheriges Leben abzulegen, zur Beichte ging, aber, von dem näselnden, trockenen Ton des Geistlichen abgekühlt, sein Konzept in der Tasche ließ und das nächste beste Schema wie die anderen herabbetete. Sudermann berichtet in der Novelle „Es war" die Geschichte einer Beicht: „„Kraft meines Amtes verkündige ich dir, deine Sünden sind dir vergeben."" „Er fuhr erstaunt in die Höhe. So rasch, so einfach ging das zu? Das, wonach er gerungen hatte mit der Kraftanspannung des Verzweifelnden, mit der Preisgabe seines ganzen Wesens, ward ihm hier nach etlichen Momenten unbehaglichen Hinbrütens von einem fremden bebrillten Mann mit einer auswendig gelernten Wendung wie ein Gelegenheitsgeschenk in den Schooß geworfen? Wie konnte, wie durfte das geschehen?" So wurde alles Große und Erhabene im Christentum entwertet und verdächtigt, die heroischen Tugenden zur Philisterhaftigkeit herabgedrängt, die heiligen Gebräuche wurden aufgehoben oder verweltlicht, das Gebetläuten wurde zum Abendläuten, die Weihnachtsfeier zur Christbaumfeier säkularisirt, an die leer gewordene Stelle der katholischen Heiligen traten die Staatsmänner und Eroberer: Gustav, Friedrich, Cromwell.

„Bewundernd" sagt Gregorovius „stehen sie vor den Titanen des Katholizismus, den Heiligen, aber sie legen sich nicht die Frage vor, wie es kommt, daß so etwas bei den Protestanten nicht entfernt vorkommt! Die geheimnisvolle Tiefe und Macht des Katholizismus ahnen sie, aber sie scheuen sich, hinzustreifen, sie gehen schüchtern und nachdenklich darüber hinweg. Die Aaszeiten hingegen sind ihnen ein gefundenes Fressen; da können sie so schön augenverdrehend über die ‚Fäulnis des Papstums' vom Herzen reden, denn bei ihnen kommt so etwas nicht vor. Gutmütig geben sie von oben herab, von dem Oben ihres seichten,

elenden Moralismus ohne Halt und Kraft, ihr mildes Urteil, das sich mit der Ausrottung der Kirche gewöhnlich ganz befriedigt und beruhigt erklärt." Das ist das Urteil eines freien Protestanten, der sich scharf gegen den „Ultramontanismus," ja, wie wir oben sahen, gegen die Zukunft der katholischen Kirche ausgesprochen. Lecky, ein Geist gleicher Richtung sagt in seiner Geschichte der Aufklärung: „Das Edelste, was wir besitzen, der himmlische Funke, der in uns ist, das Gepräge des göttlichen Ebenbilds, das ist das Prinzip des Heroismus. Wo dieses nicht entwickelt ist, da ist die Civilisation, so groß ihr Durchschnitt sein mag, gelähmt und verstümmelt. . . Der Verfall des alten Geistes der Lojaliät, die Vernichtung der Ascese und die Beschränkung der Sphäre der Barmherzigkeit . . repräsentiren ebensoviele Einbrüche ins Gebiet der Selbstaufopferung, die . . unserer Zeit einen gewinnsüchtigen, käuflichen und unheroischen Zug verliehen haben. Das ist der Schatten, der auf dem sonst so glänzenden Bild liegen bleibt, das die Geschichte der Aufklärung bietet." Und Nietzsche wirft dem Protestantismus vor: „Er zerstörte den Begriff Kirche, indem er den Glauben an die Inspiration der Concilien wegwarf; denn nur unter der Voraussetzung, daß der inspirirende Geist, der die Kirche gegründet hat, in ihr noch lebe und wirke, noch fortfahre, sein Haus zu bauen, behält der Begriff Kirche Kraft. Er gab dem Priester den Geschlechtsverkehr mit dem Weibe zurück; aber Dreiviertel der Ehrfurcht, deren das Volk, vor allem das Weib aus dem Volk fähig ist, ruht auf dem Glauben, daß der Ausnahmsmensch in diesem Punkt auch in anderen Punkten eine Ausnahme sein wird — hier gerade hat der Volksglaube an etwas Übermenschlichem im Menschen, an das Wunder, an den erlösenden Gott im Menschen seinen feinsten und verfänglichsten Anwalt. Luther mußte dem Priester, nachdem er ihm das Weib gegeben hatte, die Ohrenbeichte nehmen, das war psychologisch richtig, aber damit war im Grunde das christliche Priestertum selbst abgeschafft, dessen tiefste Nützlichkeit immer die gewesen ist, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein. „„Jederman

sein eigner Priester,"" hinter dieser Formel und ihrer bäurischen Verschlagenheit versteckte sich bei Luther der abgründliche Haß gegen den „höheren Menschen" und die Herrschaft des höheren Menschen, wie ihn die Kirche concipirt hatte; er zerschlug ein Ideal, das er nicht zu erreichen wußte, während er die Entartung dieses Ideals zu bekämpfen schien. Thatsächlich stieß er, der unmögliche Mönch, die Herrschaft der homines religiosi von sich; er machte also gerade das selber innerhalb der kirchlichen Gesellschaftsordnung, was er hinsichtlich der bürgerlichen Ordnung so unduldsam bekämpfte: den Bauernaufstand. . . . Vergessen wir nicht, was eine Kirche ist und zwar im Gegensatz zu jedem „Staat!" Eine Kirche ist vor allem ein Herrschaftsgebilde, das den geistigen Menschen den obersten Rang sichert und an die Macht der Geistigkeit soweit glaubt, um sich alle gröberen Gewaltmittel zu verbieten. Damit allein ist die Kirche unter allen Umständen eine vornehmere Institution als der Staat." (Fröhl. Wissenschaft, S. 358.)

Wenn nun der Berliner Professor Pfleiderer in seinem Buch „Moral und Religion" Luther als den „Wiederhersteller der evangelischen Reinheit" feiert, seinen Gnadenbegriff „die wirksamste Kraft zu allem wahrhaft Gutem" nennt und behauptet, es sei das erste Mal seit der apostolischen Zeit gewesen, daß das christliche Moralprinzip so rein erkannt ward, so wirft ein solches Urteil sowohl auf die kirchengeschichtlichen Kenntnisse als auf die Begriffe des Herrn Professors von „Moral und Religion" ein sehr grelles Licht. Dies wird noch schlagender durch die folgende Bemerkung: „Zwar etwas ascetisches Gift (!) haftet dem Puritanismus und Calvinismus an, aber durch die glänzende Energie, mit der sie stets für die Reinigung und Verklärung (?!) des gesamten Weltlebens im Geiste Christi thätig waren, legten sie das letzte Zeugnis dafür ab, wieweit die reformatorische Moral von dem unfruchtbaren Quietismus und negativen Ascetismus der vorreformatorischen Mystik entfernt war."

Von diesem ascetischen „Gift" war sie sicher weit entfernt; das ist aber auch das einzig Wahre an dem ganzen Passus.

Es ist ohne Zweifel: was den religiösen, den moralischen, den gesellschaftlich idealen Gehalt betrifft, birgt der Katholizismus Schätze, Quellen der Erhebung, denen der protestantische Geist nichts an die Seite zu setzen vermag und die noch lange nicht erschöpft sind, so sehr sie unter unglücklichen Zeitverhältnissen zurückgedrängt scheinen. Die Mystik eines Fenelon, einer hl. Theresia, einer Katharina Emmerich enthüllt einen inneren Reichtum, eine Hoheit, die nur der Spiegel eines überirdischen Glanzes sein kann; selbst Schopenhauer, ehrlicher als Pfleiderer, stand betroffen vor dem Bild Rancés, des Stifters des Trappistenordens, und gestand: das ist mehr als menschlich, das ist Gnade! Und Hübbe-Schleiden sagt: „Daß von allen in Europa vorhandenen Religionen bisher allein die katholische Kirche das Leben des Volks mit religiösen Gefühlen durchgeistigt hat und auch allein im Stande ist, die Gesamtheit des Volks anzuregen, ist das Ergebnis meiner Beobachtungen und Erlebnisse in allen Ländern Europas und außerhalb Europas. Und doch bin ich im Protestantismus aufgewachsen und erst durch geistige Entwicklung nicht zum Katholiken, wohl aber zum Mystiker geworden. Die katholische Kirche allein birgt wenigstens die Mystik und das esoterische Bewußtsein in sich, wenn auch nur wenigen bewußt, der Protestantismus, auf seinem Verstand trumphend, leugnet und verleugnet beides."

Wenn es nicht das religiöse, noch das moralische, noch das mystische Element ist, welches den Protestantismus groß gemacht hat, so bleibt nur übrig das Moment des Verstandes und der Thatkraft. Nicht als ob der Protestantismus oder die aus ihm hervorgegangenen Geistesströmungen vernünftiger wären als das alte Christentum — die katholische Kirche ist eine vor der Vernunft völlig gerechtfertigte Institution, und der echte, unentstellte Katholizismus hat auch für die profane Wissenschaft und Kunst belebend und anregend gewirkt, wie die Blüte der Renaissance in Italien, Spanien, Frankreich und Deutschland beweist — die katholische Kirche bedurfte auch nicht notwendig der gewaltigen Erschütterung der Reformationsbewegung, um sich aus ihrem Verfall zu erheben und auf ihre inneren Kräfte wieder zu besinnen; denn die religiösen Reform-

bewegungen in Italien und Spanien verliefen völlig unbeeinflußt durch die deutsche Kirchenspaltung: gerade das von den Stürmen der Reformation verschont gebliebene Spanien, das also von dem „läuternden Einfluß“ derselben nichts verspürte, gebar die hl. Ignatius, Franz Xaver, Franz Borgias, Johann von Gott, Petrus von Alkantara, Johann vom Kreuz, als Luther die Kirche verließ, und vorher schon hatten in Italien Franz von Assisi, Bernhard von Clairvaux, Katharina von Siena, Philipp von Neri eine bessere und nachahmenswertere reformatorische Thätigkeit als Luther und Calvin entfacht, die auch von bestem Erfolg gekrönt war. Aber es ist außer Zweifel, daß sich die katholischen Länder in den letzten Jahrhunderten von den Protestanten wissenschaftlich haben überflügeln lassen. Zwar blieb wenigstens das katholische Frankreich im ganzen 17. Jahrhundert und noch Anfangs des 18. an der Spitze der geistigen Kultur; aber mit dem 18. Jahrhundert vollzog sich auch hier, wie anderswo schon früher, ein Rückgang, und die Führung der Geister wurde allmählich an den Protestantismus abgegeben. Schon daß die Hauptsitze des deutschen Buchhandels in Norddeutschland lagen, ist dafür kennzeichnend, noch mehr die Thatsache, daß die norddeutschen und niederländischen Verleger von dem anfänglichen Changiren der Novitäten mit den süddeutschen Genossen bald abgingen, da sie für ihren wertvolleren Verlag kein genügendes Äquivalent bekamen. Während die geistigen Strömungen, namentlich die philosophischen, sprachwissenschaftlichen und geschichtlichen in protestantischen Regionen gewaltigen Aufschwung nahmen, gingen die katholischen Leistungen zurück, in Deutschland hinkten sie der protestantischen Führung mühsam nach und waren von ihr abhängig, die rein katholischen Länder wurden an großen Geistesschöpfungen immer steriler. Bald griff die Bewegung auch auf die Kunst über; die Blütezeit der deutschen Dichtkunst wurde fast ganz von Protestanten geschaffen; selbst in der nachfolgenden katholikenfreundlichen Romantik blieben Protestanten an der Spitze.

Solche, Jahrhunderte und ganz Europa durchziehende Strömungen mit zufälligen lokalen Ursachen, wie größere Anzahl der höheren Schulen in protestantischen Gegenden, Säkularisation

der Kirchengüter und Kultusstiftungen erklären wollen, wie es Hertling versuchte, heißt die Augen vor der Wahrheit verschließen. „Ist denn," fragt Schell mit Recht, „das häufigere Vorkommen von Mittelschulen und Universitäten bei Protestanten immer nur Ursache und niemals Wirkung?" Warum that denn der Protestantismus so unverhältnismäßig mehr für Bildung? Auch in protestantischen Gegenden wurden die Kirchengüter confiscirt und jedenfalls radikaler als in katholischen; warum kamen sie hier der Volksbildung zu gute und warum schuf der sonst so opferwillige katholische Geist nichts Entsprechendes zum Ersatze? Es handelt sich auch nicht einfach um die Zahl der Bildungsanstalten. Es ist leider unwidersprechlich, daß die protestantischen Anstalten mit weit besseren Kräften ausgerüstet sind und Gediegneres leisten, sodaß sie bereits einen mächtigen Prozentsatz von Lehrern an die stiftungsgemäß katholischen Institute abgeben.

Die Präponderanz des Protestantismus in der Wissenschaft hat ihren Grund in dem regen fortschrittlichen Geist, der von Anfang an das treibende Element in ihm bildete, in dem Drang, aller Wissensquellen sich zu bemächtigen, sie auszubeuten und auf den gewonnenen Grundlagen fortzubauen, während der katholische Geist im Gegensatz dazu sich mehr und mehr abschloß und die Fühlung mit den Zeitströmungen, damit auch den Einfluß auf die Gebildeten verlor. Der Protestantismus, so wenig positiv er war, hatte doch eben wegen seiner Unsicherheit und inneren Nichtbefriedigung ein treibendes, unruhiges Element in sich, welches der Aufstachelung und Anspannung der Verstandeskräfte günstig war; wie die Not die Mutter der Erfindungen, so wurde hier die geistige und religiöse Not die Schöpferin der neuen Kulturbewegungen. Mit einer Art Stoffhunger warf sich der protestantische Geist auf alles ihm Erreichbare und suchte es sich zu assimiliren; die antiken Geistesdenkmale, die ausländischen Schöpfungen, die Errungenschaften der neueren Zeit in allen Ländern und Völkern wurden gesammelt und dienten zum Ausgangspunkt fruchtbarer Weiterentwicklung, während auf

katholischem Gebiet angeblich im Interesse der Reinerhaltung des Glaubens ein Absperrungssystem, ein Festhalten und Zurückgreifen auf alte, längst abgestorbene Ideenkreise eindrang, das die katholische Welt immermehr isolirte und der protestantischen gegenüber in Nachteil brachte. Die katholische Gelehrsamkeit nützte nicht einmal ihre eignen positiven Kräfte und Geistesschätze aus, geschweige daß sie fremde zu assimiliren vermochte. Die Patristik, die mittelalterliche Dichtung, ja die eigne Geschichte blieb lange ein verschlossenes Buch; die so hoffnungsvoll eingeleitete Bewegung der Renaissance der Künste und Wissenschaften versiegte bald, an ihre Stelle trat dürrer scholastischer Formelkram, moralische Casuistik und ewig wiedergekäute mittelalterliche Philosophie und Dogmatik. Jede originelle Idee ward prostituirt, als Sünde gegen den hl. Geist der „Tradition" verdächtigt und aller gedeihliche Fortschritt lahmgelegt.

Die rührige Thätigkeit, die der Protestantismus, wie auf politischem und merkantilem, so auch auf spekulativem Gebiet entfaltete, ging freilich nicht ohne religiöse Einbuße vor sich; mehr und mehr zernagte die Kritik die noch bewahrten Glaubensfundamente und drängte die negative Seite des Protestantismus ans Tageslicht. Dafür aber entschädigte sich der Protestantismus durch Aufnahme einer Fülle von neuen Ideen, durch Aufwerfung ganz neuer Probleme, durch Erschließung frischer Ideengänge, die ihre gerechte und befriedigende Würdigung im katholischen Lager nicht fanden und auf dem ungenügenden Standpunkt der dortigen Philosophie nicht finden konnten. Dort begnügte man sich gewöhnlich, das Neue als Beweis der Zerfahrenheit im protestantischen Lager hinzustellen (wenn man überhaupt davon Notiz nahm) und dagegen selbstgenügsam genug die Einigkeit des katholischen Glaubens anzupreisen. So erweiterte sich die Kluft immer mehr, statt sich zu schließen; der anfangs nur konfessionelle Gegensatz wurde bald zum kulturellen; die fortschrittlich Gesinnten beider Lager reichten sich die Hände zum Kampf für „Geistesfreiheit" und Fortschritt, wobei aber auch hier die protestantisch Gebildeten die Führung übernahmen.

In diesem Stadium stehen wir noch heute; die Frage des Ausgleichs zwischen Glauben und Wissenschaft ist dringender

geworden als je; es handelt sich darum, ob der Katholizismus noch fähig ist Kulturträger zu sein, ob die Wahrheit seiner Grundlage für den gereiften Geist unserer Zeit noch besteht ob er vielleicht sogar noch Princip des Fortschritts werden kann, oder ob er definitiv zu den Toten zu legen und eine Fortentwicklung der Kultur auf neuer Basis zu suchen ist.

Als Schell seine Broschüre über den „Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" schrieb, erregte schon der Titel Befremden. Wie? sagten die, welche gewohnt waren, sich als die „Fortschrittlichen" u. s. zu betrachten und thatsächlich nicht nur über den Katholizismus sondern über das Christentum überhaupt fortgeschritten waren: eine Denkrichtung, die einem unfehlbaren Papst als höchster Autorität huldigt, soll mit dem Fortschritt zu thun haben, gar Prinzip des Fortschritts sein? Aus einer anderen Gegend erscholl der Ruf: Freilich ist der Katholizismus Prinzip des Fortschritts; aber der Fortschritt hat sich in den Bahnen der altehrwürdigen, von den Vätern und kirchlich autorisirten Lehrern überlieferten Wissenschaft zu halten; jedes Zugeständnis an moderne Ideen ist verpönt und ein Schritt zum Abfall. In diesen zwei völlig heterogenen Urteilen kommt die trostlose Lage der gegenwärtigen Zersplitterung auf geistigem Gebiet, die noch nicht dagewesene Sprach- und Gedankenverwirrung gleichzeitig lebender Tendenzen, die beide sich gebildet nennen, zum prägnanten Ausdruck. Was die einen weiß nennen, heißen die anderen schwarz, was den einen der höchste Gipfel der Kultur, der Quell alles Segens für die Menschheit ist, gilt den anderen als tiefe Nacht der Unwissenheit und umgekehrt. Zu allen Zeiten gab es Gegensätze und kämpfende Richtungen; aber was bedeutet der Unterschied der Stoiker und Epikureer, die Polemik der Katholiken und Arianer oder Nestorianer, die Streitigkeiten des 16. Jahrhunderts, gegen die Kluft zweier Welten, wie sie sich in jetziger Zeit vertieft hat? Sollte eine Annäherung nicht bewerkstelligt, ein gemeinsamer Boden nicht gefunden werden können? Sollen wir stets wie Nachtwandler fremd und von einander unverstanden neben einander herwandeln, die gleiche Luft atmen, dieselbe Sprache reden und doch geistig um Siriusweiten auseinander liegen?

Das kann nicht im Plan einer vernünftigen Politik liegen und das erste Mittel einer Verständigung ist eben die Mühe, die man sich giebt, um zunächst einander kennen zu lernen. Haupt-Ursache der Entfremdung ist der Verzicht, vom Gegner nur Notiz zu nehmen. Man verachtet sich gegenseitig zu tief, als daß man in den gegensätzlichen Gedankenkreis nur eindringen, den Gegner nur unbefangen prüfen möchte; man weiß ja schon im Voraus, daß alles nichts taugt, und man hält auch alle Schüler und Genossen, soweit man Einfluß hat, davon ab, sich unmittelbar Kenntnis zu verschaffen. In dieser Hinsicht wird auf beiden Seiten gesündigt. Daß das Christentum, zumal der Katholizismus, ein überwundener Standpunkt ist, weiß heutzutage jeder sozialdemokratische Arbeiter; er selbst hat freilich darüber nicht studirt, aber da es Thatsache ist, daß große Gelehrte darin einig sind, warum soll er allein der „Verdummung" fröhnen? Andererseits weiß man auf christlichem Felde der furchtbaren Propaganda des Unglaubens vielfach nichts Besseres gegenüberzustellen als die leidige Vogelstraußpolitik des Ignorirens und Verbietens; wo Widerlegung versucht wird, geschieht es vielfach in elender ganz ungenügender Weise, ja gar noch unter Verdrehung, unredlicher Entstellung der feindlichen Lehren und Gesinnungen.

Wir Katholiken sind in der glücklichen Lage, daß die Grundlagen unseres Glaubens vernunftgemäß gesichert sind, und die Hindernisse seiner allgemeinen Anerkennung in aufhebbaren verschuldeten und unverschuldeten Zeitumständen liegen, während von einer protestantischen Religion schon eine eindeutige Definition nicht gegeben werden kann, geschweige eine göttliche Institution und Beglaubigung. Nur als weckendes, kritisches, anstachelndes Prinzip ist er berechtigt und als solches hat er auch Großes geschaffen. Nach dieser Seite müssen wir auch die Fortschritte, welche er der Geisteskultur gebracht hat, anerkennen und in uns aufnehmen, ohne daß wir darum die eignen Vorzüge preiszugeben brauchten. Es muß mit dem engherzigen Konservatismus gebrochen werden, welcher dem Zeitbewußtsein, ja im Grunde selbst dem Kern des Katholizismus, der fortschrittlich wie die Wahrheit selbst ist, so wider-

strebt. Um gleich das Hauptbollwerk der Rückständigkeit zu treffen, es müssen die nicht mehr haltbaren Lehrmeinungen der Scholastik in Philosophie und Theologie aufgegeben werden.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß in weitaus den meisten theologischen Bildungsanstalten die Philosophie und Theologie einer mehr als sechs Jahrhunderte zurückliegenden Geistesrichtung nahezu unverrückt festgehalten wird und jede Abweichung davon gewissermassen als Abfall vom Glauben gebrandmarkt ist. Berücksichtigt man diesen Umstand, so wird die Rückständigkeit der meisten katholischen Gelehrten und ihr Unvermögen auf die fortgeschrittene Zeit zu wirken von selbst klar.

Welches ist der Bildungsfond der sog. Scholastik?

Die Scholastiker sind, wie schon der Name sagt, Schullehrer, welche im Mittelalter die Bildung des Klerus leiteten. Aus dieser Eigenschaft leitet sich auch die Methode her, in der sie ihre Lehren darstellten; es ist die Form der Disputationsthesen und Kontroversen ohne systematische Verknüpfung. Der ganze Fond, der den Stoff für ihre dialektischen Untersuchungen bot, bestand neben einigen lateinischen Klassikern und der Vulgataübersetzung der Bibel aus den Schriften des Boethius, Marcianus Capella, Cassiodor, Isidor, des durch Scotus Erigena übersetzten Pseudo-Dionysius Areopagita und einigen Aristotelischen Werken und Schriften der lateinischen Patristik, vorzüglich Augustins. Das Geistesmaterial war also ein äußerst dürftiges. Mit der Kenntnis der griechischen Sprache war auch die Fühlung und der Zusammenhang mit nahezu der gesamten orientalischen Patristik verloren gegangen und eine tausendjährige Kluft breitete sich zwischen den zwei christlichen Kirchen. Philosophisch kam fast nur Aristoteles in Betracht, aber auch von diesem waren bis zum 13. Jahrhundert nicht einmal die logischen Schriften ganz bekannt; erst seit 1128 kam die Analytik und Logik, erst 1200 kamen die physischen und metaphysischen Werke des Stagiriten in Umlauf, erstere in der durch Michael Psellus gegebenen Form der logischen Synopsis und in der Übersetzung des Petrus Hispanus, letztere in dem durch die Araber ver-

mittelten Text und wiederum in lateinischer Übersetzung (Prantl, Geschichte der Logik II, 99, Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland bis zum 13. Jahrhundert S. 123). Indem die Scholastik diese Schriften, die ihr zum Unterbau dienten, kritiklos verwertete und mangels Sprach- und Geschichtskenntnisse einer Prüfung gar nicht unterziehen konnte, hing sie mit ihrem ganzen Aufbau eigentlich in der Luft; sie konnte sich über ihre Grundlagen selbst keine Rechenschaft geben. Man bedenke noch, daß der Philosoph der Scholastik, dem, soweit er mit dem Dogma vereinbart werden konnte, fast blinde Anerkennung gezollt wurde, nur in einer schlechten lateinischen Übersetzung, die wieder erst durch das Arabische und Syrische filtrirt war, studirt wurde und man wird die Verunstaltungen, die seine Anschauungen erfahren mußten, verstehen. Prantl hat dies in seiner Geschichte der Logik des Näheren dargelegt. Uns interessirt diese Frage hier nicht; denn wie kann nach dem jetzigen Stand der philosophischen und naturwissenschaftlichen Entwicklung die Aristotelische Weltsynthese überhaupt mehr aufrecht erhalten werden? Einzelne Züge, so die ungemein fruchtbare Analyse und Durchführung des Zweckbegriffs, die Aufstellung der Seele als Formprinzip des Leibes (nicht aber der Dualismus von Materie und Form als Seinsprinzip überhaupt — s. darüber meinen Aufsatz: „S. Thomas und die moderne Wissenschaft" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1894, Nr. 292, 293) werden unvergänglich sein, aber das System als Ganzes ist veraltet. Es läßt sich auch nicht ausflicken und etwa nur nach der naturwissenschaftlichen Seite durch die neueren Forschungen ergänzen — die metaphysischen und psychologischen Teile sind durch den neueren Geistes- und Gottesbegriff nicht weniger überholt. Da ich in meinem System der Philosophie diese Probleme ausführlich erörtert habe, so kann ich mir das Weitere ersparen; ich bemerke nur, daß seit Descartes, Hume und Kant die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Spekulation viel sorgfältiger gelegt werden müssen, als es vom naiven Standpunkt der Scholastik aus Bedürfnis war und daß die Psychologie durch eine tiefere Fassung des Geistesproblems, sowie durch die Anwendung experimenteller Methoden in ein ganz neues Stadium getreten ist.

Die Theologie ist nun in all ihren systematischen Grundlagen von den philosophischen Disciplinen abhängig. Es ist daher selbstverständlich, daß mit der weitergeschrittenen Forschung auch sie alterirt wird und in der scholastischen Form nicht unverändert aufrecht erhalten werden kann. Nicht blos der vollkommnere Welt-, Geistes- und Gottesbegriff wirkt in der Art einer durchgreifenden Durchsäuerung des gesamten Lehrbaus, sondern die Theologie als moderne Wissenschaft muß eine allseitige Rechtfertigung und kritische Festigung ihrer Quellen und Grundlagen bieten, sie muß der geschärften Kritik nach jeder Richtung hin eine glänzende Bewährung ihrer Lehren gegenübersetzen. Die Zeiten sind vorbei, wo man sich für einen guten Dogmatiker halten durfte, ohne gründliche Kenntnis der Exegese, Kirchengeschichte, Patristik, Geschichte der Philosophie zu besitzen, ohne nur das neue Testament im Originaltext lesen zu können. Zur Zeit der Scholastik lebte man nur in der Gegenwart; man begriff und kannte nur das Fertige, nicht das Werdende, nicht die auch für das religiöse Gebiet gültigen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung. Die Theologie war sozusagen einäugig: sie besaß das spekulative, sie entbehrte das historische Auge. So reich auch nach der logischen und dialektischen Seite der Geistesbau der mittelalterlichen Welt ausgeführt wurde, er war doch nur ein Koloß mit thönernen Füßen.

Schon in der Zeit der unumschränkten Herrschaft der Scholastik gab es fortgeschrittene Geister, die diesen Mangel fühlten und eine Reform anstrebten. Roger Bacon geb. 1214 wies bereits die Einseitigkeit und die Verirrungen der Scholastik nach, forderte, daß man einerseits auf die Natur, andererseits auf die Schrift und die Alten zurückgehen solle, weshalb er neben der Naturwissenschaft vorzüglich die Sprachen getrieben wissen wollte; er selbst war in Mathematik, Physik, Astronomie ganz hervorragender Entdecker und in der Philosophie Befürworter einer strengeren Methode. Im 9. Kap. seines Opus tertium bezeichnet er als die drei Hauptfeinde der Erkenntnis das Beispiel, die Gewohnheit und die Volksmeinung, wozu als vierter trete: die Verfechtung der eignen Unwissenheit durch Verwerfung dessen, was man nicht kenne, unter

schnöder Außerachtlassung der Wahrheitsliebe (defensio propriae ignorantiae per reprobationem eorum quae nescimus et non propter amorem veritatis). Er weist den Vorwurf, den man ihm immer mache, seine Lehren seien gegen die Tradition, mit dem Bemerken zurück, eben das exemplum und die consuetudo wie die opinio vulgaris seien die Feinde des Fortschritts. Niemals sei eine neue Wahrheit aufgekommen, ohne auf Widerspruch zu stoßen; schon Aaron und Maria hätten nach Num. 10 Moses widerstrebt und wären doch heilig gewesen, Augustin und andere Väter hätten den hl. Hieronymus einen Fälscher und Corruptor der Bibel genannt, die Theologen zu Paris hätten vor 40 Jahren die Metaphysik und Naturlehre des Aristoteles verdammt, so könne auch er sich trösten, daß ihm gleiches passire. Er beklagt sich, daß man ihn bei Strafe des Verlustes seiner Bücher und fast bei Wasser und Brot vom Schreiben und Lehren abhalte. Die wahre Philosophie sei jetzt schon für alle Zeiten fertig gestellt in lateinischer Sprache und werde zu Paris gelehrt, nachdem sie noch vor kurzem als gottlos excommunizirt gewesen sei. Dort lehre ein Magister, der es weiter gebracht als Christus der Herr; denn seine Lehre werde schon zu seinen Lebzeiten canonisirt, während der Heiland und seine Lehre in seinen Lebenstagen verachtet gewesen seien. Allein die Wahrheit sei stärker als alles. Baco wirft der gegnerischen Doktrin vanitas puerilis infinita, falsitas ineffabilis, superfluitas voluminis vor; im 20. Teil jener Folianten könnte das bischen Weisheit untergebracht werden; der praktische Wert derselben sei gleich Null. Diese Philosophie sei schädlicher als irgend eine frühere; denn wenn die anderen fehlten, so hätten sie sich doch nicht die Autorität herausgenommen, allein die Wahrheit zu lehren. Die jetzt der Wissenschaft und dem Leben vorstehen, hielten gewaltsam die bessere Erkenntnis zurück, die blinde Menge der Schüler andererseits richte sich nach den Exempeln, sie werde nicht durch Vernunft geleitet, sondern durch Gewohnheit geführt.

Im Opus minus betont Baco die Notwendigkeit der Sprachkenntnisse für die Theologie, der Mathematik für die Naturerkenntnis. Nur durch die mathematische Methode könn-

ten die Ursachen und Gesetze der Naturdinge erkannt werden; sonst gäbe es nur occulte Ursachen. Das Experiment in Verbindung mit der Rechnung sei der einzig fruchtbare Weg der Forschung. Baco erläutert dies an seiner Entdeckung der Strahlenbrechung und seiner Theorie der Verbrennung. Der Theologe müsse auch profane Wissenschaften kennen, vor allem Griechisch und Hebräisch, die Bibel müsse nach den Grundtexten erklärt werden. Jetzt würden einzig die Sentenzenbücher als Inbegriff aller Weisheit gefeiert; wer darüber an den Universitäten lese, der wähle die Stunden nach seinem Wohlgefallen und habe noch einen Genossen und einen Diener bei der Ordensgesellschaft; der die Bibel erkläre, entbehre all dessen und müsse die Lesestunden elend zusammenbetteln, soweit sie ihm der Sentenzenmagister gnädig frei lasse. Dadurch werde die hl. Schrift nicht gekannt, geschweige ein Verständnis des Textes bewerkstelligt. Eine Geschichte des hl. Textes wäre das Notwendigste, wie es bei jeder Fakultät eine Geschichte der Wissenschaft gebe. Der Text der Vulgata sei fehlerhaft; Baco sucht dies an einzelnen Beispielen so Marc. 38 zu erweisen; hebräisch sei ganz unbekannt und doch könne einer nicht einmal den prodromus galeatus des Hieronymus ohne Hebräisch verstehen, geschweige die Schrift selbst. Alle Wissenschaft sei jetzt Autoritätsglauben; aber autoritas non sapit, nisi detur ejus ratio, nec dat intellectum, sed credulitatem; credimus enim autoritati, sed non propter eam intelligimus. Nie sei noch soviel apparentia sapientiae, soviel exercitium studiorum in der Welt gewesen — in jedem Thal, in jedem Dorf gebe es Magister — nie aber noch soviel Irrtum, soviel Unwissenheit!

Den zweiten Teil der Schrift bildet eine leidenschaftliche Anklage des gekränkten Denkers gegen die Hierarchie, das schwelgerische Leben der Geistlichkeit, die unredliche Art der Polemik, wie sie üblich sei. Ihn beschimpfe man als Ketzer und unchristlich, ihm werfe man vor, daß er astrologische Lehren verkünde; Thomas aber, der den Einfluß der Gestirne auf die Menschen gelehrt habe, bleibe unbehelligt. Er habe mit den deliramentis der Astrologen nichts zu schaffen; er habe vielmehr auf

wissenschaftliche Fundirung der Sternkunde und auf experimentelle Behandlung gedrungen, wovon Thomas nichts verstanden habe. Albertus und Thomas hätten schon als zwanzigjährige Knaben gelehrt (pueri nennt sie Baco oft) sie wollten Lehrer sein, ehe sie gelernt hätten, da doch nicht einmal im ganzen Leben die Weisheit erlangt werde, sondern von Anfang der Welt nur allmählich gewachsen sei und noch wachse.

Mögen des großen Franziskaners Vorwürfe auch oft über das Ziel hinausschießen, (sie waren übrigens durch sein Schicksal verzeihlich — er war wiederholt in Gefangenschaft, einmal zehn Jahre, trotzdem zwei Päpste ihm günstig waren —) seine Anregungen hätten besseren Boden finden sollen; er war seiner Zeit weit voraus und ist erst in neuerer Zeit gewürdigt worden. Daß auch dies vorzugsweise von Fremden geschah (so von Dühring, der ihn weit über seinen englischen Namensvetter erhebt) gereicht uns Katholiken nicht zur Ehre.

Die Reformation gab der philosophischen Fortbildung keine Impulse; Luther, durchaus mystisch angelegt, hatte keine philosophische Ader — das übernatürliche Prinzip absorbirte bei ihm alles — die reformatorischen Humanisten andererseits griffen auf die Scholastik zurück; namentlich Melanchthon, der das ganze protestantische Schulwesen in Deutschland einrichtete, war ein steifer Aristoteliker, sodaß die mit Cartesius beginnende philosophische Bewegung zunächst auf katholischem Boden spielte. Dasselbe war mit der gleichzeitigen Naturwissenschaft der Fall; Galilei, Kopernikus, Kepler fanden mehr Hindernisse bei den Protestanten als den Katholiken — Paul III. nahm die Widmung des Kopernikus gnädig auf und schützte in vor den Zeloten, während Osiander dem Werk, das in Nürnberg gedruckt wurde, ein gehässiges Vorwort aufdrängte. Diese tolerante Haltung der kirchlichen Obrigkeit, welche das Aufblühen der Künste und Wissenschaften so begünstigte, änderte sich jedoch, als mit dem 17. Jahrhundert die Befürchtung um sich griff, die neueren wissenschaftlichen Strömungen könnten dem Unglauben Vorschub leisten. Auch die nun beginnende Vorherrschaft der Dominikaner und Jesuiten war einem Aufblühen der Renaissancebewegung auf katholischem Boden hinderlich. Nun begann eine Repristination

der Scholastik auf den katholischen Akademien, die meist in die Hände der Jesuiten fielen, jeder Fortschritt wurde gelähmt und die geistige Vorherrschaft ging an die protestantischen Länder über, wo inzwischen die theologische Gegnerschaft ohnmächtig geworden oder selbst rationalistisch zerklüftet war. Dies war nach zwei Seiten hin bedauerlich; einmal weil der Zufluß neuer Ideengänge, den alles geistige Forschen braucht, um nicht zu versteinern, für die katholischen Länder unterbunden wurde, dann auch, weil durch die Auslieferung der Wissenschaft an die zügellose Spekulation eine Entfremdung von der christlichen Tradition eintreten mußte und dieser wertvolle Regulator der Besonnenheit und Nüchternheit des Denkens aus der Kulturbewegung ausgeschieden und verdrängt wurde. Die Folge war die Zerklüftung, vor der wir jetzt stehen. Pantheismus in allen Sorten, Skeptizismus und unverhüllter Materialismus konnten so aufwuchern und ihre unheilvollen Früchte bis in die Volkskreise werfen; andererseits war das 18. Jahrhundert für die Theologie eine Zeit entsetzlicher Stagnation. Erst mit dem jetzigen begann ein allmähliches Wiederaufblühen und ein fruchtbarer Wettbewerb mit der großartigen Entfaltung der profanen Wissenschaften. Einige zu kühne Denker wie Hermes, Günther verfielen der Censur, andere wie Baader und Kuhn, der sich zu eng an Jacobi anlehnte und die Sicherheit der Gottesbeweise anzweifelte, streiften nahe daran; auch Deutinger und der noch viel zu wenig gewürdigte Münchner Philosoph Rosenkrantz lassen den Schellingschen Einfluß zu deutlich verspüren, aber diese Mängel dürfen doch die Augen nicht gegen die großen, dem Katholizismus Achtung verschaffenden Leistungen dieser Männer verschließen; bald folgten die durchaus tadellosen Möhler, Alzog, Staudenmaier, Haneberg, Hefele u. a. Auf außerdeutschem Boden erregten die kühnen Spekulationen eines Rosmini, Gioberti, Ventura Anstoß, desgleichen in Frankreich der unklare Geist Lamennais; aber alle diese hatten doch auch große Verdienste um die Neubelebung des Glaubens, und so berechtigt die Korrektur seitens der kirchlichen Obrigkeit auch war, wäre vielleicht doch in der Form ein schonenderes Vorgehen am Platz gewesen. Es giebt Irrtümer, die sich durch die Zeit selbst korrigiren; die idealistische

Strömung zu Anfang des Jahrhunderts hat sich in ihrer absoluten Geltung verlaufen; aber die geistigen Früchte, die sie und zwar auch für die Fortentwicklung der Theologie zurückgelassen, sind keineswegs gering zu schätzen; es ist auffallend, mit welch feinem Takt die katholischen Forscher das Wertvolle an der neuen Richtung herauszufinden und nutzbar zu machen verstanden, während das Extreme und dogmatisch Bedenkliche ausgeschieden blieb. Nun wurden zum ersten Mal die Grundlagen des Christentums den jetzigen Methoden der Wissenschaft gemäß gesichert, eine Geschichte der Offenbarung nach gründlichen Forschungen wurde geschaffen und der Kampf gegen die auflösende Kritik ehrenvoll geführt. Auf dieser Basis muß weiter gearbeitet werden; denn noch viel ist zu thun, namentlich auf exegetischem und apologetischem Felde. Die Aufgabe des modernen Theologen muß eine doppelte sein: Aufnahme jedes wirklich fruchtbaren und wahrhaft fortschrittlichen Gedankenkeims im Interesse der Bereicherung des Christentums und der Annäherung desselben an die gegenwärtige Kultur, andererseits Zurückweisung alles vor dem Forum der Vernunft nicht Stichhaltigen, mag es noch so anspruchsvoll auftreten. Ich glaube, in letzterer Hinsicht geschieht von uns meist zu viel, in ersterer zu wenig. Die Furcht vor dem Wissen und die Angst für den Glauben ist noch immer zu stark und im Grunde ist sie meist die Furcht, das eigne so sorgfältig aufgebaute und behütete Gedankengebäude könnte vor dem fortgeschrittenen Denken nicht stand halten. Darum wird alles der Scholastik Widerstrebende als glaubensfeindlich gebrandmarkt, darum wird vor dem Besuch der Universitäten so eindringlich gewarnt und für die unschädlichen Ordensinstitute, natürlich nur aus reiner Sorge für den Glauben, so lärmend agitirt, darum werden fortschrittliche Ansichten auf philosophischem und theologischem Gebiet mit solcher Gehässigkeit, ja Unredlichkeit bekämpft. Als höchstes gilt jetzt, ein überzeugungstreuer Thomist und möglichst unselbständiger Denker zu sein, wobei aber über die wirkliche Deutung der Worte des Aquinaten noch der lebhafteste Streit wogt. Möge doch die Mahnung des sicherlich untadelichen Münchner Dogmatikers Alois Schmid beherzigt werden, die er in seinem Werk über die „Wissenschaftlichen Rich-

tungen auf dem Gebiet des Katholizismus in neuester und gegenwärtiger Zeit" an die Theologen richtet: „Die großen Lehrer der katholischen Vorzeit sollen uns Muster und Vorbilder sein nicht zum Nachbeten sondern zum Nachdenken. Nicht in Worten, sondern in Thaten sollen wir zur Grundanschauung der mittelalterlichen Denker zurückkehren, sobald wir insbesondere den hl. Thomas zum Musterbild nehmen, wie er sich nämlich fortgebildet hätte und fortbilden würde angesichts der fruchtbaren Errungenschaften der neueren Zeit. Mit welchem Freisinn eines wahrhaft katholischen Forschers, mit welcher Milde des Urteils prüfte er und verwertete er nicht die Leistungen der heidnischen und muhamedanischen Systeme?"

Schmid spricht weiterhin Bedenken aus gegen die römische Indexcongregation. Die Entscheidungen würden beeinflußt durch die scholastische Bildung der Censoren. Nicht der reine Standpunkt des Glaubens entscheide manchmal, sondern die Richter seien präoccupirt durch philosophische Schulmeinungen. Schon die scholastische Methode der Auflösung des organischen Wissensstoffs in abgerissene Traktate, Objectionen und Responsionen sei mangelhaft, wenn sie auch für Disputationen mit Glück angewendet werden könne. „Wir glauben es mit dem anatomisch zerstückelten Leichnam einer Wissenschaft, nicht mit einem lebendigen Organismus zu thun zu haben." Das moderne Denken könne den fein distinguirenden Geist der scholastischen Methode in sich aufnehmen, ohne deren äußere Form und Gestaltung. Und Döllinger sagte noch in seiner guten Zeit: „Die Theologie kann nur dann beweisen, daß ihr eine fürstliche Würde unter den Disciplinen zukomme, wenn sie es versteht, sich der Hilfe dieser Schwestern zu bedienen, wenn sie Raum hat und weitherzig genug ist, auch hinreichendes Selbstvertrauen besitzt, um das echte und edle aus allen Werkstätten unserer Fakultäten zu Tage geförderte Material, die besten Früchte aller Zweige des großen Wissensbaums als ihr Eigentum hinzunehmen und mit diesem Pfund nach Kräften zu wuchern. Wehe der Theologie und wehe ihren Jüngern, wenn sie wie ein nervenschwaches Weib sich absperren wollte gegen jeden frischen Luftzug der Forschung, wenn

sie jedes ihr — oder nicht einmal ihr, sondern nur den Theologen unbequeme Ergebnis der Geschichte zurückwiese als eine allzu derbe, ihrer schwächlichen Konstitution nicht zusagende Speise. Gerade daran hängt für sie Leben und Tod, daß ihre Pfleger und Jünger jenen historischen Sinn in höchster Reinheit bewahren, der sich in der Anerkennung aller fremden Vorzüge und Güter, in der Verwertung aller auf anderm Gebiet gefundenen Wahrheiten bewährt. Γίνεσθε τραπεζῖται δόκιμοι — werdet gute Wechsler! hat Christus nach einer alten Überlieferung zu den Seinigen gesagt. Üben wir also die Kunst, echte Münze und unechte im Reiche der Geister, ganze und halbe Wahrheit, ganzen und halben Irrtum gehörig zu unterscheiden, in jedem Wahn, jeder schiefen oder falschen Behauptung das beigemischte Körnchen von Wahrheit mit geübtem Auge aufzufinden und auszuscheiden, nicht aber unbesehen oder nach dem blosen, oberflächlichen Schein und Wortklang zu verdammen, nicht ganze Gebiete des Wissens, als ob sie von dämonischen Mächten besessen seien, fremd und vornehm von uns abzuweisen! Theologus sum, nihil divini a me alienum puto. Es gilt nur, im Besitze des neuen Magnets zu sein, der überall das Wahre aus der umgebenden und oft verbergenden Umhüllung heraus- und an sich zieht. So haben ehedem die großen Männer der alexandrinischen Schule ihre Aufgabe der griechischen Philosophie und Naturwissenschaft gegenüber verstanden. Uns freilich ist eine noch viel schwierigere bei dem unermeßlichen und noch täglich sich mehrenden Material gestellt. Die ganze Geschichte der Menschheit in all ihren Zweigen, die Sprachwissenschaften und die Altertumskunde, die Rechtslehre, die Philosophie und ihre Geschichte, sie alle treten an die Theologie heran mit der Forderung, geistig bewältigt zu werden. Es ist wie in Muhameds Paradies, wo gleich der erste Baum dem Seligen zuruft: Brich dir meine Frucht! sie ist süß, und sofort ein anderer Baum ausruft: Hieher zu mir! meine Früchte sind noch besser."

„Das Traditionsprinzip muß freilich gewahrt werden, aber nicht so, als ob die Theologie mit dem überlieferten Stoff zu verfahren habe wie ein Geiziger, der einen Haufen Goldstücke

in den Topf füllt und in die Erde vergräbt. Er hat dann freilich einen Schatz, an dem nichts zu- und nichts abgeht, der nach Jahrhunderten gehoben werden kann, der aber eben auch in dieser ganzen Zeit tot und unfruchtbar geblieben ist. Nihil, quod tetigit, non deornavit muß für den echten Weisheitsforscher gelten. Semper idem sentire et nil sentire in idem recidunt, sagt Hobbes."

Hören wir noch einen dritten Denker: „Heutzutage ist Furcht an die Stelle der alten Begeisterung getreten, Gefahren und Schrecken sind es, die jeder scheut. Die Kundschafter, die zurückgekommen, sind wie die Kundschafter Israels in der Wüste, die vom gelobten Land berichteten, daß Riesen darin wohnen und seine Städte bis an den Himmel vermauert sind; unmöglich sei, in das Innere derselben einzudringen. Bequemlichkeit und pharisäischer Hochmut haben sich mit einander verbunden, das Vorurteil unter den Menschen auszubreiten, daß nur mit Gefahr des wahren Glaubens die Wege des Forschens und der Erkenntnis betreten werden könnten: Gehe nicht hinaus, spricht der Faule nach der Schrift; denn es ist ein Löwe auf der Straße! . . . Wie können diejenigen, die nie auf der Bahn lebendigen Wissens gewandelt sind, behaupten, daß es verderblich sei, nach einer solchen Erkenntnis zu ringen, daß der Mensch beim Glauben beharren und auf ihm allein stehen bleiben soll, weil der Glaube allein selig mache. Wer aber glaubt, wird nicht um des Glaubens willen glauben, sondern um der Kraft und Seligkeit willen, zu welcher der Glaube ihn führen kann und soll. Wenn aber der Glaube meine Kraft nicht stärkt und hebt, wozu glaube ich denn? Wie kann der Glaube meines Strebens Leitstern sein, wenn ich nicht strebe, wenn ich nicht meine Kräfte nach der Weisung des Glaubens in Bewegung setzte? Auf diese Weise sich auf den Glauben berufen, heißt geradezu den Glauben als eine lebendige, uns verliehene Gnade und Gotteskraft leugnen. Alle Beispiele der Geschichte der christlichen Kirche, die tausendjährigen Zeugnisse beweisen, daß das wahre Leben und die wahre Seligkeit nur durch die frei mitwirkende Thätigkeit des Menschen gewonnen werden könne, daß das Streben nach Erkenntnis notwendig eine unerläßliche Bedingung des wahren

Glaubens sei, daß das Gefährliche dieses Strebens nur eine notwendige Bedingung desselben zum freien Leben ist, weil jede Freiheit, die keine Gefahr zu bestehen hat, nicht als lebendige, wahre sich erproben kann. . . Sollen sie (die geistig Ringenden) nicht eben darum Hilfe erwarten können von Gott, oder ist die geistige Hilfe ausgeschlossen von der göttlichen Gnade? Soll das Christentum jedem Streben der menschlichen Natur erlösend und lösend zur Seite stehen, nur nicht dem Streben nach Erkenntnis? Warum schmähen wir gerade über dies Gebrechen der Zeit mehr als über andere? Warum freuen wir uns nicht lieber darüber, daß auch hierin wieder die heilende Kraft des Christentums sich erproben kann, warum freuen wir uns nicht darüber, daß die Menschen überhaupt nach etwas streben, was ihnen im Christentum nach seiner höchsten seligmachenden Kraft gegeben werden kann? Werden die Menschen nicht eben darum, weil sie suchend sind, auch bittend werden können, wenn man sie nicht von vorn herein von den Thüren der Kirche abweist, um ihnen zu sagen, für alle Gebete ist das Haus des Herrn geöffnet, nur für dieses nicht? Wahrlich gerade für dieses sind zu dieser Zeit die Pforten der Gnade am weitesten geöffnet, weil es das aufrichtigste und tiefgefühlteste ist. Auch jetzt sitzt der Herr im Haus der Zeit und Pharisäer und Schriftgelehrte sind um ihn her und die Kraft des Herrn ist da, um in diesem Haus zu heilen." (Martin Deutinger, Geist der christlichen Überlieferung). „Der Schlaf scheint ein glücklicherer Zustand als der Kampf des Lebens und des ermüdenden Tagwerks der eignen Willensbethätigung, aber ein besserer ist er nicht. Damit wir die volle Untrüglichkeit und Wahrheit der göttlichen Offenbarung erkennen, muß zuerst all unser Wissen und Glauben wankend geworden sein. Das ist des Geistes Leben und Wesen, daß er die höchsten Gegensätze des Lebens versöhnt und darum ist er Tröster, weil er diese Gegensätze, aus denen jedes Leben besteht, ausgleicht. Wo nicht der höchste und tiefste Grund offenbar wird, da ist das Leben nicht und der Geist nicht. Je größer der Kampf, je durchgreifender die Erschütterung all unserer Einsichten, Meinungen und Neigungen, um so tiefer, sicherer, durchgreifender, beseligender

wird auch die Gnade des Geistes in uns offenbar werden." (M. D., Reich Gottes). Ähnlich sagt Hillebrand: „Das Wissen, das sich zum Glauben durchgerungen hat, ist weit besser als die Einfalt und sei sie noch so heilig, und keiner der Thoren, die ins Himmelreich eingegangen sind, steht so hoch wie ein Wissender, der die Krone der Seligkeit erlangt hat."

Entscheid in dem wogenden Kampfe der Meinungen kann nur die Wissenschaft geben, nicht der Glaube. Die Wissenschaft allein hat eine zwingende Gewalt, der sich am Ende jeder unterwerfen muß. Selbst Thomas gesteht hierin einen Vorrang der profanen Wissenschaften zu: Omnis enim scientia procedit ex principiis per se notis; sed sacra doctrina procedit ex articulis fidei, qui non sunt per se noti, cum non ab omnibus concedantur. (Summa theolog. 1. qu. 1. art. 2). Duns Scotus geht noch weiter; er spricht der Theologie sogar den Charakter der Wissenschaft ab: Impossibile est, ex principiis opinatis sequi conclusionem nisi opinatam; igitur simul impossibile est, ex principiis creditis sequi conclusionem nisi tantum creditam, quia certitudo conclusionis non excedit certitudinem principiorum. (Reportata Paris. prol. qu. 2. n. 2.) Die Frage, ob die Theologie Wissenschaft sei, löst sich durch die vernunftgemäße Sicherstellung ihrer Grundlagen.

§ 11. Heilmittel und Versöhnung.

Unter den Reformen, welche auf katholischer Seite notwendig sind, ist die erste 1. Anerkennung und Verwertung der modernen Fortschritte in allen Wissenschaften, namentlich in Philosophie und Theologie. Man betrachtet vielfach die gesamte Entwicklung der Philosophie seit dem Mittelalter als eine successive Entfremdung vom Christentum und sieht nicht oder will nicht sehen, welche fruchtbaren Fermente zur Neubelebung der Theologie in ihr liegen. Umgekehrt beklagte sich der Oratorianer Malebranche, daß man seiner „philosophie chretienne" die „païenne" des Aristoteles vorziehe. Im Beginn seiner Recherche de la verité sagt er: Je suis surpris que des philosophes chretiens qui doivent

préférer l'esprit de Dieu à l'esprit humain, Moïse a Aristote, S. Augustin à quelque miserable commentateur d'un philosophe païen regardent plutot l'âme comme la forme du corps que comme fait a l'image et pour l'image de Dieu . . . Il me semble que se sont d'ordinaire ceux qui crient le plus contre les nouveautés de philosophie qu'on doit estimer qui favorisent et qui defendent même avec plus d'opinâtreté certaines nouveautés de theologie qu'on doit détester. „Die neueren Philosophen könnten alle Wahrheiten der alten wissen und noch neue dazu erfinden. Die Rolle eines blosen Commentators dagegen sei eines Mannes von Geist unwürdig. Die Eigenliebe spiele dabei eine starke Rolle; der Schüler bildet sich nämlich ein, daß von der Apotheose des Meisters einige Strahlen auf die eigene Person des Auslegers fallen. Dieses Nachbeten ohne eigne Geistesthätigkeit stütze sich auf den dem Menschen angebornen Trieb zur Sklaverei. Ganz besonders verwerflich, ja nichtswürdig sei die Verketzerung des Neuen, das man gar nicht verstehe. Malebranche citirt Augustins Mahnung aus dem Commentar zum ersten Buch der Genesis: Multum nocet, talia quae ad pietatis doctrinam non spectant vel asserere vel negare quasi pertinentia ad sacram doctrinam. Mihi videtur tutius esse, et haec quae philosophi communes senserunt et nostrae fidei non repugnant, neque sic esse asserenda ut dogmata fidei neque sic esse neganda tamquam fidei contraria, ne sapientibus hujus mundi contemnendi doctrinam fidei occasio praebeatur. Ein beherzigenswertes Wort auch für unsere Zeit!

Eine tiefere Gotteserkenntnis, als sie der Scholastik an der Hand der Aristotelischen Metaphysik möglich war, ist unstreitig bei Descartes, Malebranche, Leibnitz zu finden. Wer kennt den herrlichen Brief Descartes ‚an die Königin Christine von Schweden' die er zum Katholizismus bekehrte, über die Liebe Gottes (es ist der 35. im 1. Buch der Briefsammlung)? Hat nicht Descartes den Gottesbeweisen ein weit solideres Fundament, als die ganze Scholastik kannte, gegeben, indem er an die Natur des Geistes, an die eingeborenen noetischen, ethischen und religiösen Ideenkeime anknüpfte? Wie dürftig ist des Aquinaten

Gottesbeweis! Nicht einmal die Zeitlichkeit der Welt ist ihm durch die Vernunft gewiß, daher schon der kosmologische Beweis ausfallen muß und nur mit Hilfe unhaltbarer Distinctionen von Potenz und Act, Zeit und Ursache, Bewegung und Ruhe geführt werden kann. Dies war sogar ein Rückschritt; denn Albertus Magnus hatte die Unhaltbarkeit einer ewigen Materie neben Gott gezeigt, da sie Gott einschränke und er sein Wesen aufgeben müßte. S. theol. II tract. I qu. 4. Vom sittlichen Gottesbeweis ist in der ganzen Scholastik keine Spur. Des Aquinaten Erklärung des Bösen ist völlig verfehlt. Das Böse sei reine Negation; alles, was an Realität im Geschöpf und dessen freier Bethätigung vorhanden sei, müsse auf die Ursachlichkeit Gottes zurückgeführt werden! Der Mensch falle ähnlich, wie der Körper fällt, wenn er nicht gehalten wird! Als ob der Körper falle ohne positive Kraft! Das Geschöpfliche habe eine natürliche Neigung zum Nichts, daraus es entstanden sei! Diese Anschauung ist getragen von einem völlig passiven Geistesbegriff, wie er in der Lehre der Thomisten von der potentia obedientialis, der völligen Indifferenz des Menschengeistes gegenüber der göttlichen Allmacht seine Ausbildung fand. Wie aber läßt sich dann die Freiheit und die Schuld des Menschen aufrecht erhalten? Durch eine feine Distinction: Gott giebt den Anstoß zum Handeln, die exercitatio actus, aber nicht die specificatio actus; so glaubte man dem Calvinismus auszuweichen. Aber giebt es denn einen Anstoß des Willens ohne Bestimmung des Inhalts? Sowenig als im Physischen. Beides ist eine rein abstraktive Trennung, die real unmöglich ist. Die praedeterminatio physica ist eben doch praedestinatio. Das erkannte Molina und er suchte die menschliche Freiheit auf besserem Wege zu wahren. Nicht ein göttliches Dekret bestimme souvrain das Schicksal des Menschen, sondern umgekehrt die göttliche Gnade sei vom menschlichen Willensentscheid, den der Allwissende voraus erkenne, abhängig und mit Rücksicht auf die Lage des Geschöpfs gegeben. Dieser Molinismus war gänzlich unzureichend, da er erstens nicht erklärte, wie Gott die zukünftigen Handlungen voraussehe und zweitens eine wahre Theodicee doch nicht gab. Denn wenn Gott alle Konstellationen

der Zukunft bis ins Kleinste durchschaut, warum gestaltet er seine Hilfsmittel nicht so, daß kein Geschöpf verloren geht? In dem Zumessen der Gnade liegt doch wieder ein Willkürmoment, das Schuld am Untergang der einen und an der Beseligung der andern ist. Der eine findet Zeit zur Buße, der andere vielleicht Edlere hat das Unglück in eine Todsünde zu fallen, und plötzlich zu sterben. Ob dies Loos in der Entität der Gnade begründet ist oder in den inneren und äußeren Verhältnissen, bleibt sich im Effekt gleich. Solche Zufälle sollten doch nicht über das ewige Heil des Menschen entscheiden.

Was die erste Aporie, das Vorauswissen Gottes betrifft, so haben hier Kuhn und Schell das Beste gesagt. Eine Unlösbarkeit des Problems ergiebt sich nur, wenn man das Vorauswissen zum Vorausbestimmen macht und ein Band zwischen Vorausdenken und Geschehen nur in der Dekretirung des Vorhergesehenen erblickt. Das göttliche Wissen ist aber weder ein vorheriges, noch ein zukünftiges, sondern das Wissen eines dem Geiste Gegenwärtigen. Die Sicherheit, mit der das von Gott Erkannte eintreffen muß, ist keine reale Notwendigkeit.

Ein geheimnisvoller Zusammenhang besteht zwischen dem göttlichen Weltplan und den freien Handlungen, aber nicht ein Band der brutalen Notwendigkeit. Es giebt keine rein willkürliche That, sowenig als in der Natur ein zufälliges Geschehen. Auch die Willensentscheide haben ihre Gesetze; damit ist für das Vorauswissen Gottes die Möglichkeit gegeben, die Molina nur postuliren, aber nicht erklären konnte. Der göttliche Blick reicht weiter als wir glauben, er durchschaut das Wesen des Willens, weil er Schöpfer desselben ist. Die menschlichen Handlungen fallen desto bestimmter in den Gesichtskreis des Forschers, je charaktervoller sie sind — so wird schon dem Menschenkenner vieles vorherzuberechnen möglich — ganz charakterlos und rein willkürlich aber ist keine; es giebt kein liberum arbitrium indifferentiae, keinen reinen Anfang ohne Voraussetzungen im Innern und Äußern. Der menschliche Wille kann ein Hemmnis des göttlichen Wunsches, daß alle Menschen selig werden, bilden aber kein Hemmnis seiner Voraussicht und Allwissenheit; es ist ein Hemmnis, das er kennt und in seinen Heilsplan aufnimmt.

Auf diesem Boden der Betrachtung ist auch eine wahre Theodicee möglich. Daß nicht alle Menschen selig werden, liegt daran, daß Gott den Menschen nicht nolens zum volens macht. Der Anschluß des Geschöpfes an seinen Schöpfer ist eine sittliche That, keine erzwungene. Die Gnade macht den freien Willen zum sittlichen Willen nicht durch Untergrabung sondern auf Grund seiner metaphysischen Freiheit (gegen Luther). Die gratia ist efficax und sufficiens zugleich; auch die efficax wirkt nicht unwiderstehlich. Wie freilich der göttlichen Güte gegenüber das non serviam des Geschöpfes moralisch möglich sei, ist eben das mysterium iniquitatis; denkbar ist es, daß der Willensstolze selbst der göttlichen Huld seine Eigenmächtigkeit vorzieht und in seiner ihm unglücklich machenden Selbstverblendung verharrt.

Prachtvoll bei Schell ist die Durchführung dieses soteriologischen Gedankens für die Todesstunde. Es war ein Mangel der bisherigen Dogmatiken, daß der Tod gewissermaßen als ein Zauberer erschien, der in der Seele eine vollständige und noch dazu ganz mechanische Umwandlung vor sich brachte. Die Freiheit des Willens solle mit einem Schlag durch diese rein äußerliche Katastrophe verschwinden und eine einzige Todsünde, deren Begriff übrigens mangelhaft genug war, den menschlichen Willen in förmlichen Satanismus verwandeln! Die im Leben nur aus Leichtsinn und Hang zur Sinneslust begangene Sünde solle nun als furchtbarer Gotteshaß sich kund geben, um eine endlose Bestrafung zu rechtfertigen. Ja die Gottesliebe soll sogar Ursache des Hasses sein! „Er (der Verdammte) liebt ihn (Gott), aber während er nach Gott sucht, zieht Gott sich zurück und deshalb haßt ihn der Verdammte mit einem Haß, der eben so groß ist als seine Liebe." Monsabré, Die andere Welt, p. 77. cf. Schell, Gott und Geist, II, 1. p. 675. Das ist doch gewiß nicht die Gesinnung, in der der Sünder starb! Und Thomas nennt den geistigen Zustand der Verdammten nicht blos schreckliche Bosheit sondern auch grauenerregenden Wahnsinn (Contra gent. 4, 95.) Welchen Geistes- und Gottesbegriff setzte solche Doktrin voraus!

Nach Schell entscheidet der Tod und das letzte Gericht endgiltig über die Zugehörigkeit oder den Ausschluß der Gottes-

gemeinschaft; diese Entscheidung aber dürfe nicht als durch äußere Ursachen gewaltsam herbeigeführt gedacht werden. Der Tod setze der sittlichen Verdienstfähigkeit ein Ziel, aber er mache aus sich keinen Menschen anders als er ist, er vergewaltigt den Willen und die Freiheit nicht im geringsten, er macht auch nicht eine einzige Sünde zur radikalen Bosheit, nur wo die Richtung des Willens noch nicht endgiltig gefestigt war, wird derselbe zur Entscheidung gedrängt unter dem Einfluß der Wahrheitssonne, die erleuchtet, aber nicht verbrennt. Der Tod macht dem Zustand der Selbsttäuschung und Unklarheit ein Ende, der die Seele umfing, solange sie in dieses Leben eingetaucht war. Die Wandlung ist eine psychologische und geistesgemäße, nicht eine mechanische. Eine Ausreife des Willens vollzieht sich, eine einheitliche definitive Willensrichtung gestaltet sich, wo sie nicht schon vom Diesseits herübergenommen wurde, was selten der Fall sein mag; denn das Diesseits ist die Welt der Halbheit und Inconsequenz.

Jetzt endlich ist die Aureole der Gerechtigkeit des Höchsten und seiner Gerichte gewunden, der Tod erscheint nicht als tückischer Fallstrick, das ewige Loos ist ein verdientes, resp. verschuldetes, die Sterbstunde eine Weihe, eine Erschütterung und Läuterung des ganzen Lebens. Vertrauensvoll mag die Seele dem himmlischen Richter nahen; denn die ewige Verdammnis kann nicht als Unglück sondern nur als Schuld, als furchtbare Schuld der freiwilligen Gottentfremdung gefaßt werden. Nun ist auch das Schicksal der ungetauften Kinder kein Rätsel mehr. Wie armselig klingt noch Oswalds selbstgenügsames Urteil: Sie gehen verloren, aber ihr Loos ist doch besser als Vernichtung „denn der Gedanke des Nichtseins ist so furchtbar, daß selbst große Schmerzen mit dem Lebensmut auf Erden vereinbar sind.“ (Sakramentenlehre S. 230) Ja auf Erden! wo die Hoffnung der Besserung und des Lohnes aufrecht hält. Das wendet Oswald schlechtweg auf die ewig hoffnungslose Lage des Ausgeschlossenen an!! Ein mächtiger Stein des Anstoßes für das Empfinden der modernen Zeit ist dadurch hinweggeräumt. Man bedenke nur, wie Lecky in seiner Geschichte der Aufklärung immer wieder auf die ewigen Höllenstrafen als eine entsetzliche Lehre zurück-

kommt und darin eine unversöhnliche Kluft des Christentums mit dem aufgeklärten Denken sieht; die Verdammung aber stellt er sich nach der traditionellen Lehre vor, nicht in der Art, wie sie schon die fortgeschrittene Patristik, besonders Gregor von Nyssa sich dachte. Es ist ja nur Wiederanknüpfung an die alten Ideen, die von der Scholastik schmählich überwuchert wurden, was die neuere Dogmatik auszeichnet, allerdings mit der Bereicherung, wie sie eine vielhundertjährige Kulturentwicklung zeitigte. Daß der Thomismus ebensowenig wie der Molinismus zur Predigt taugt, hat Schell mit Recht betont.

Zwei Perlen der Schellschen Dogmatik sind noch besonders die Angelologie, namentlich in Beziehung auf die Thätigkeit der reinen Geister nach außen und die Ausführungen über die zwei Naturen in Christus. Auch hier vertritt der moderne Dogmatiker eine lebendigere organische Verbindung gegenüber dem widerspruchsvollen Doppelleben, das man sonst in den Heiland hineindichtete und bringt auch das Moment der Entwicklung zur berechtigten Geltung.

Dagegen scheint mir die Idee Schell's von der Selbstverursachung Gottes zu gewagt; die Kategorie der Ursache auf Gott anzuwenden, ist neu aber deswegen nicht gut; der bisherige Sprachgebrauch nahm vorsichtiger den Terminus Prinzip an und zwar nur in Bezug auf das Verhältnis der göttlichen Personen. Wir halten es mit den Hontheimschen: Deus est sibi ratio ut existat, causam non habet; Selbstverursachung ist übrigens ein Widersprnch, die causa ist immer real getrennt vom causatum. Auch die Zeit- und Raumlehre Schell's ist nicht ohne Makel; Schell ist mit dem Begriff Unendlichkeit freigebiger als es die Metaphysik und Mechanik gestattet. S. mein System der Phil. S. 89 ff.

Es kann natürlich nicht im Plan unserer Schrift liegen, die Errungenschaften und Fortschritte der Denker seit der Scholastik ausführlich darzulegen; das ist Aufgabe der Spezialwissenschaften; ich wollte nur an einigen Beispielen zeigen, daß wir jetzt doch weiter gekommen sind und zwar ganz besonders in der Fassung des Geistes- und Gottesproblems; damit sind wir aber in den innersten Kern der Dogmatik und

Moral eingedrungen und die gesamte Theologie bekommt ein anderes Gesicht. Und selbst da, wo neuere Geistesrichtungen auf Abwege geraten sind, ist es interessant, sie zu studieren. „Der tiefere Geist" sagt Sengler, „zeigt uns auch da, wo er irrt, die Wahrheit, weil er in die Tiefe der Sache geht; er zeigt uns aber auch direkt die Wahrheit, weil er nicht in allem irrt. In die Irrtümer großer Männer fallen kleine Geister deswegen nicht, weil sie gar nicht die Kraft zu solchen Irrtümern haben." Übrigens waren die frömmsten Geister stets auch die kühnsten Denker.

2. Mit der Forderung der wissenschaftlichen Vertiefung und Erweiterung des Gesichtskreises steht in naher Beziehung die Benützung der Universitäten für die studirende Jugend als der Haupt- und Centralstätten der Wissenschaft. Wir haben in Deutschland noch 6 oder 7 Hochschulen mit theologischen Fakultäten; ich sage nicht, daß sie durchaus musterhaft besetzt sind; mir scheint vielmehr auch hier die Scholastik eine bedauernswerthe Überherrschaft zu besitzen; doch sind wenigstens einige Gelehrte ersten Rangs noch vorhanden und ohne unsere Universitäten wäre das Aufblühen der katholischen Theologie in diesem Jahrhundert unmöglich gewesen. Der rege Verkehr und Ideenaustausch unter den Gelehrten, die reichen Sammlungen und Bibliotheken, die Befruchtung durch die verwandten Fakultäten geben den Lehrern und Schülern an den Universitäten einen Vorsprung vor den Seminarien, den diese niemals einholen können. Die Elite der Geistesbildung concentrirt sich an den Hochschulen; würde die Theologie nach dem Wunsch ihrer bittersten Feinde sich von ihnen zurückziehen, wozu leider aus beklagenswerthen Motiven schon Schritte geschahen — Marburg, Gießen, wo ein Kuhn, Staudenmaier, Hermes wirkten, sind bereits verloren, Straßburg ist abgelehnt — so würde dies eine Kapitulation und Selbstenthauptung der kirchlichen Wissenschaft bedeuten, die Fühlung mit den übrigen Fakultäten wäre verloren und der Einfluß auf die Gebildeten und besonders auf die studirende Jugend, soweit sie nicht in weltabgeschiedenen Seminarien vor dem Luftzug des modernen Geistes behütet ist, wäre vernichtet. Wenn man eine solche

Absperrung wünscht — etwa um der Reinerhaltung des Glaubens willen — dann muß man aber auch den Mut und die Aufrichtigkeit haben, zuzugestehen, daß man die Theologie nicht für fähig hält, die Concurrenz der profanen Wissenschaft zu bestehen; denn niemand weicht vor dem Gegner zurück, solang er sich noch für stark hält zum Kampf. Dies mag ja für die Scholastiker auch in ganz richtiger Selbsterkenntnis gehandelt sein; die Herren sollten aber dann wenigstens den Vertheidigern der Kirche, die vor dem offenen Streitfeld nicht feige zurückbeben, Raum und Gelegenheit zur Erprobung ihrer Kräfte lassen. Sie sollten nicht in frevelhafter Unbekümmertheit die Blüte und den Glanz der Jugend ohne den begeisternden und aufklärenden Einfluß der christlichen Wissenschaft lassen und der Macht der Gegner schutzlos preisgeben. Sie sollten dem modernen Theologen eine bessere Ausbildung nicht mißgönnen, selbst auf die Gefahr einer härteren Erprobung seiner Glaubensfestigkeit hin, als er bei Unkenntnis der neueren Philosophie läuft. Die im Sturm erprobte Tüchtigkeit ist dann eben auch eine für das Leben ausdauerndere und im Grund ist jene Taktik des Verbietens und Abschließens nicht blos armselig an sich, sondern auch ganz unwirksam, höchstens im entgegengesetzten Sinn; denn eine Abschließung von der modernen Geistesbildung ist im Zeitalter der Buchdruckerei eine Chimäre. Kennen lernen wird der im Museum erzogene Jünger der Kirche doch die Einwürfe der feindlichen Wissenschaft, aber er wird für sich und andere die Widerlegung nicht finden können, er wird blind sein und Führer von Blinden. Aubry fragt in seinem „Essay sur la methode des etudes ecclesiastiques en France 1890:“ „Wir constatiren, daß es in Frankreich 50000 Priester giebt, welche sich mit der Seelsorge der Erziehung und dem Apostolat in allen seinen Formen beschäftigen, und dennoch entschlüpft die Gesellschaft ihren Händen. Woher kommt dieses trostlose Übel? Von den Seminarien. Diese sind an sich, speziell aber in Frankreich, nicht im Stande, einen Klerus auszubilden, welcher den Angriffen des modernen Unglaubens gewachsen ist. Die vielen kleinen Seminarien sind abgeschlossen vom großen geistigen Verkehr, besitzen zu wenig

literarische Hilfsmittel, um den Professoren Gelegenheit zu geben, mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, die Kontinuität des Unterrichts fehlt, wenn jeder folgende Bischof seine individuellen Ansichten zur Norm macht und die Professoren wie in einem Beamtenkollegium der Anciennität nach von Stelle zu Stelle vorrücken, mögen sie für das neue Fach vorbereitet sein oder nicht. . . . Der Unterricht wird zur geisttötenden Dressur. Statt des lebendigen Wortes wird dem Zögling ein trockenes Lehrbuch, ein entwickelter Katechismus in die Hand gegeben, sie müssen ihr Gedächtnis mit allen möglichen und unmöglichen Dingen vollstopfen und sind froh, wenn sie beim Examen die Register richtig gezogen haben. . . Die Leiter der Seminarien wollen ja keine gründlich gebildeten Theologen, weil diese zu stolz werden könnten! Der Bischof hat in der Leitung seiner Diözese mit ungelehrten, aber demütigen und frommen Priestern weniger Schwierigkeiten als mit gelehrten und selbstbewußten."

Aubry sagte ferner, daß er auf die neuen katholischen Universitäten Hoffnung gesetzt habe. Dieselbe sei aber schmählich getäuscht worden; denn die Bischöfe hätten den Candidaten verboten, die Universitäten zu besuchen — man bedenke selbst die katholischen Universitäten! Daher konnten diese keine Zuhörer bekommen und alles so mühsam zusammengebettelte Geld war verloren. Anstatt daß die katholischen Universitäten ein Mittel geworden wären, den Klerus aus seiner Isolirung zu befreien und ihm wieder einen Einfluß auf das gebildete Publikum zu verschaffen, hätten sie nur den Gegensatz recht offen kund gegeben. Der Klerus sei bei dem jetzigen Bildungssystem ohne Macht und Bedeutung in eine ihm fremde Welt hineingestellt und stehe dem politischen Getriebe machtlos gegenüber. Dies erklärt es auch, wie selbst an der Renaissance der Theologie in Frankreich die Seminartheologen ganz unschuldig waren. Alle Führer der neuen Bewegung: Chateaubriand, de Bonald, de Maistre, Montalembert, Lamennais, Lacordaire, Nicolas kamen vom Barreau oder von der polytechnischen Schule, waren auch seltsamerweise sämtlich Laien oder erhielten wenigstens ihre Geistesrichtung schon als Laien.

Daß übrigens diese französische Apologetik, die ihren Haupterfolg in der geschickten Rhetorik hatte, den Anforderungen der strengen Wissenschaft nicht entsprach, lag in der mangelhaften philosophischen Basis.

Ähnlich wie in Frankreich liegt die Misere in Italien und Spanien. In Italien ist die Theologie von den Universitäten glücklich verdrängt und die Hochburgen der Wissenschaft dem Unglauben widerstandslos ausgeliefert. Dafür hat Italien 277 Seminare mit 696 Lehrern; von welcher Qualität letztere sind, läßt sich daraus wohl erkennen. Die wirklichen Zierden der neueren theologischen Wissenschaft: Rosmini, Gioberti, Ventura, Passaglia verfielen der Censur. Ob das Irrtümliche dieser Männer, das ich keineswegs vertrete, so gefährlich war, um die keimende Blüte einer idealen und charaktervollen Geistesrichtung erbarmungslos zu ersticken und jene edlen Männer im Innersten zu verwunden, darf wohl noch bezweifelt werden. Omnia mihi licent, sed non omnia expediunt wäre auch für kirchliche Censurbehörden eine beherzigenswerte Mahnung. Treffend sagt Schell: „Die Menschheit würde in Gedanken und Geistesleben viel mehr leisten, wenn man dem jungen Menschengeist nicht so erbarmungslos die Geistesschwingen ausrupfte oder zustutzte, sobald sie sich zum Flug entfalten wollen. Insbesondere würde die Zeit der reiferen Jugend und die Freiheit nicht so verhängnisvoll für die Religion werden, wenn man dem Denkbedürfnis der Knaben und Mädchen nicht so mechanisch und feindselig entgegenträte und alles als Wildling ausrottete, was den eigenen eingerosteten Philistergeist unbequem befremdete und in Verlegenheit brachte. Nur geistige Fabrikware wird dadurch gezüchtet, Reif und Hagelschlag sollen erziehen statt des Sonnenscheins, der eignes Wachstum aus dem Seelengrund lockt und in Blüten erschließt. Wenn der junge Mensch den Eindruck bekommt, daß man ihm den Gedankenflug verwehrt, dann flieht er einst sicher aus diesem Gedankenkreis fort, sobald er nur den Gedankenflug gelernt hat." Hohe Ziele muß der Bischof im Auge haben, die geistige Not der Zeit, den mächtigen Ansturm der glaubensfeindlichen Wissenschaft muß er bedenken, wenn er überlegt, wie er seine Priester für diese Auf-

gabe, für dieses Bedürfnis genügend ausrüste; nicht kleinliche Rücksichten der bequemeren Leitung, oder gar der Herrschsucht über die Geister und Eifersucht auf besseres Wissen dürfen hier maßgebend sein.

Als unter dem Eindruck der jüngsten Diskussionen über diese Frage ein Theologe, der selbst im Germanikum erzogen war, in der wissenschaftlichen Beilage der Germania die philosophische Bildung daselbst ungenügend fand: die neuere Philosophie würde völlig ignorirt, Geschichte der Philosophie würde nicht gelesen (auch nicht Kirchengeschichte), die gerühmten Disputationen wären nichts als Paradestücke, wobei sowohl Einwendungen als Widerlegungen aus Thomas entnommen würden . . . die Anstalt wäre nur von Theologen besucht, kein Fachgelehrter kümmere sich um die scholastische Philosophie, was doch kein gesunder Zustand sei — erwiderte gleich ein Germaniker: Die thomistische Philosophie sei das absolut richtige System; die neuere Philosophie zu kennen, sei nicht notwendig, weil Aristoteles schon die Einwürfe des Heraklit, Empedokles . . beantwortet habe, die ganz mit den modernen übereinstimmten!! Deshalb sei auch nicht Geschichte der Philosophie nötig. Bei den einzelnen Traktaten werde ohnehin der geschichtliche Gang zur Sprache gebracht. Wenn unsere Gymnasien den italienischen gleich wären (!!!), dann wäre das Bedürfnis nach Philosophie und Physik nicht so rege, da dieses schon auf den Gymnasien dort befriedigt würde??! Dissertationen und eigene Werke seien nicht nötig, da die mündlichen Disputationen diese ersetzten. Solche Arbeiten müßten dem späteren Forschen überlassen werden, was mehr Wert habe, als die Schrift eines jungen Doktors, die doch niemand lese. Damit war die Sache für das Germanikum befriedigend abgemacht und der wohlmeinende Vorschlag glücklich abgeschlagen.

Sint ut sunt aut non sint! ist immer noch auf dieser Seite die Parole.

Böhmer sagt einmal, er habe die katholische Kirche immer als eine Mutter betrachtet, der wir das Beste, was wir besitzen, verdanken, an den großen Männern der Kirche habe er sich so gehoben. Gleich allen deutschen Patrioten, die sich den christ-

lichen Glauben bewahrt haben, wünschte er sehnlich, daß die religiöse Spaltung der Nation geheilt werde, daß es zu einer Wiedervereinigung kommeu möge; aber er setzte freilich eine Bedingung: er meinte nämlich, sie würde erst dann eintreten, wenn die Kirche wieder auf der Höhe des geistigen Bewußtseins der Zeit stehe, wenn sie wieder eine wahrhaft geistige Macht geworden sein werde. Und er beklagte häufig, daß in diesem Sinn viel zu wenig geschähe. Und Damiron sagt: „Wir müssen weise werden, um Christen zu werden; wir müssen durch die Theorie werden, was unsere Väter durch Gefühl und Inspiration wurden. Die Wissenschaft ist schwanger von Religion. Das Volk ist zur Indifferenz gekommen durch Philosophie, es wird sich daraus herauswinden nur auf ihrer Spur." Denn wenn die Kirche auch nicht blos für die Gebildeten da ist, so ist doch gut und rätlich, wie Riehl sagt, daß sie auch für die Gebildeten vorhanden sei. Wer die Spitzen der Gesellschaft, die geistig Mündigen für sich hat, der hat den unteren Troß ohnehin. Im 17. Jahrhundert war die Blüte des französischen Geistes auf Seite der Kirche, im 18. umgekehrt waren alle bedeutenden Geister gegen sie, die Folge zeigte sich in beiden Epochen auch nach unten.

3. Zu den weiteren Desideraten auf katholischer Seite gehört die Wiedereinführung von Synoden, damit auch der Seelsorgklerus über seine Angelegenheiten und über die der Kirche beraten könne (im Tridentinum sind sie für zweimal jährlich befohlen, aber von solchen Bestimmungen der Concilien wird immer geschwiegen!) Nur Bischof Dr. Dingelstedt hat in Deutschland in Münster 1897 nach 50 jähriger Unterbrechung den Versuch dazu gemacht. In England hielt Kard. Wisemann 1852 zum ersten Mal seit der Reformation wieder eine Provinzialsynode zu Oscott, wo Newman seine berühmte Rede über den zweiten Frühling hielt. Kard. Manning hielt jedes Jahr die Diözesansynode ab „um in den Priestern das Bewußtsein ihrer eignen Macht hervorzurufen." „Es drängte sich mir die Gewißheit auf, daß schlummernde Kräfte naturnotwendig abnehmen, daß dagegen Fähigkeiten durch ihre Bethätigung erweitert und Energien durch Übung zu beständigem Wachstum gesteigert werden."

C. Manning, Neun Hindernisse übersetzt von G. Wahrmut, S. 34. Der deutsche Klerus bedarf einer Ermunterung zum Hervortreten in besserer als einseitig politischer Richtung, er bedarf eines stärkeren Verfechtens seiner zurückgedrängten Rechte, um die sich niemand annimmt; die Verbesserung seiner Lage ist auch eine Kräftigung der Kirche und Religion, eine Aufmunterung zum Eintritt in den geistlichen Stand, der jetzt so wenig Verlockendes bietet, ein Mittel, um in größere Achtung bei der Laienwelt zu kommen.

4. Auch größere Annäherung an die Laienwelt ist zu wünschen, Beteiligung an interkonfessionellen charitativen Unternehmungen, an menschenfreundlichen Anregungen, an allem, was dem Klerus Achtung und Freundschaft ohne Aufgabe seiner Prinzipien eintragen kann. Manning beklagt das Phäakentum, die Indolenz der Katholiken für alles, was über das engherzige eigne Interesse hinausgeht. Bei den Temperenz-, Antisklaverei-, Tierschutzbewegungen in England sei sein Name der einzige katholische gewesen; nicht eines der zu Gunsten gedrückter Klassen unternommenen Liebeswerke sei von Katholiken ausgegangen, ja man fände kaum einen katholischen Namen unter den Mitgliedern, „sicherlich waren wir unterdessen in der Sakristei!" Auch Knöpfler beklagt in einer Kritik der Moraltheologie Göpferts (Liter. Rundschau 1898 I. Heft) daß, während auf protestantischem Boden rege Thätigkeit sich zeige in der ethischen Reform, während die deutschen Sittlichkeitsvereine gegen jede Art von Prostitution wirksam vorgingen, die katholische Moral von den ethischen Bewegungen der Zeit so gut wie unberührt bleibe. Man streite über Probabilismus und Äquiprobabilismus, wobei nichts herauskomme. Göpferts dämonische Erklärung der spiritistischen und magnetischen Phänomene sei von der Wissenschaft längst überholt, die ausführliche Behandlung der Sünden contra VI (50 Seiten) sei unnötig und gehöre nicht in den Druck.

Eine sehr traurige Parallele ist auch die furchtbare Zunahme der Trunksucht in der echt katholischen Bretagne, während es den Temperenzbestrebungen in Schweden und Norwegen gelang, den Alkoholismus fast auszurotten.

5. Der Mangel der hl. Schrift in den Händen der Laien ist ein bedauernswertes Hindernis zur Belehrung, wodurch

der Protestantismus einen gewaltigen Vorsprung besitzt. Wo er Propaganda macht, weist er stets triumphirend auf die Freude hin, welche die Proselyten durch das zum ersten Mal erschlossene Bibelwort empfanden. In dem wallonischen Belgien machte die protestantische Mission in wenig Jahren solche Fortschritte, daß sie bereits 9000 Convertiten und 2000 Schulkinder zählt. Die Bekehrten, die vorher nur ihr Pater und Ave gekannt, seien durch das ihnen zugänglich gewordene Wort Gottes gewonnen worden. Besondere Propaganda habe noch wider Willen ein katholischer Abbé gemacht, der die Bibeln aufgekauft (teilweise um 20 Fr.!) und sie dann vor seiner Kirche verbrannt habe! Für die verbrannten seien dann zehnfach soviel neue gekauft worden. Es wäre kirchlicherseits doch zu erwägen, ob denn das Wort Gottes nicht wieder frei zu geben wäre, nachdem die Gefahr des Abfalls zum Protestantismus eher durch als ohne das Bibelverbot besteht. Die hl Theresia hat die Unkenntnis und Vernachlässigung der hl. Schrift als die Hauptursache des Bösen in ihren Tagen erklärt und die ganze Patristik hätte ein Verbot des göttlichen Wortes gar nicht verstanden. Auch das ganze Mittelalter kannte kein Bibelverbot. Dem Verbot gleich ist natürlich zu achten, wenn auf die Beigabe eines ausführlichen Kommentars gedrungen wird, wenigstens soweit das eigentliche Volk in Betracht kommt.

6. In Kritik und Polemik möge jene unchristliche Gehässigkeit, welche so schön die Miene des Glaubenseifers annehmen kann, die Lieblosigkeit, die nur verletzt, ohne das Mindeste zu nützen, und die um so empörender wirkt, wenn sie gegen geniale Geister und Führer in Philosophie und Dichtkunst sich wendet, endlich einmal einer objektiveren und — wir können es wohl sagen — christlicheren Beurteilung Platz machen. Es macht keinen schönen Eindruck, wenn ein ganzes Buch nichts als ein Pamphlet enthält, wenn nur die Schattenseiten, die Fehler und Verirrungen aus dem Leben und Denken eines Gelehrten, vorgeführt werden, von dem in wissenschaftlicher, formeller und moralischer Beziehung soviel, auch vom Kritiker, zu lernen wäre und alles noch dazu in tendenziösester Weise zu dem Plan der Verdächtigung zurecht gelegt wird. Man wird da an Dantes Worte (Paradies 19. 79) erinnert:

„Wer bist du, der du zu Gericht willst sitzen,
Auf tausend Meilen weit Urteil zu fällen
Mit deinem Blick, der eine Spanne reicht?“

Ich möchte nicht der Thersites eines großen Mannes sein! Auf diesem Weg der Verleumdung und Beschmutzung des Großen der Kirche Ehre machen wollen, scheint mir auf ein mindestens verworrenes Gewissen zu deuten.

Damit in Beziehung steht auch die Lieblosigkeit gegen Andersdenkende in dem eignen Lager. Die Behandlung, wie sie Schell wurde, bot einen Schrecken erregenden Einblick in die Gemüts- und Geistesverfassung eines großen Teils unseres Klerus. Schell war dem Hochmut einer aufgeblähten und doch inferioren Clique zu nahe getreten, hatte den Nimbus, in dem diese sich in den Augen noch Unwissenderer breit macht, etwas verstört, und dafür wurde er nun zum Feind der Kirche erklärt. Die alte Praxis! Auffallend ist schon der Ton, den die kleinen Geister gegen einen Schell anstimmen. Die Fragen sind von Schell „viel zu wenig gründlich durchdacht“ (civis Romanus) „nicht klar genug dargelegt“ (id.), „Schell hat ab irato zur Verherrlichung seiner Theologie geschrieben aus reinem privaten Ärger“ (Höhler, der sich bereits gegen Funk in der Frage der Berufung der Concilien so blamirt hatte) „der Fortschritt Schell's ist ein Fortschritt in kirchenfeindlichem Sinn, nicht im Sinn der Kirche“ (id.), seine Schrift zeigt „Mangel an Logik“, „enthält logische und theologische Schnitzer bedenklichster Art, leidenschaftliche Unbesonnenheit oder maßlose Ungerechtigkeit, welche das achte Gebot vergessen läßt“ (wen vergessen läßt, den Autor oder den Herrn Kritiker?), „fixe Ideen und Verfolgungswahn“ (!!) „die Broschüre läßt auf jeder Seite Feile und Schulung vermissen“. (id.) Auch ein eben fertig gewordener Münchner Doktor liest in der Postzeitung einem Schell den Text; er habe die neueren Erscheinungen der Literatur nicht verfolgt (wahrscheinlich des jungen Herrn Schriftübungen?) u. s. w. Die Kritiken sind sämmtlich im jammervollsten Jesuitenstil geschrieben, und am komischesten nimmt es sich aus, wenn die Censoren ihre dialektische Überlegenheit zeigen wollen und mit ihrem distinguo-subdistinguo-nego-transeat daherkommen, als ob mit solchen

hohlen Nüssen bei vernünftigen Menschen etwas auszurichten sei; perfide Supposition und Verdrehung spielen eine wichtige Rolle (besonders bei Höhler); die „Schulung" verleugnet sich nicht.*

* Da von den Kritikern immer die „Logik" und „Klarheit" betont wird, so muß ich doch dem hervorstechendsten dieser Distinguomänner, dem Limburger Domkapitular, etwas noch auf den Zahn fühlen. Die Freiheit der Wissenschaft wird von diesem Geisteshelden so definirt: „Die Vernunft braucht nur anzunehmen, was sie mit den natürlichen Kräften für wahr erkennt — subdistinguo: wenn in dieser Kenntniß auch der Glaube auf das blose Zeugnis der Offenbarung mitinbegriffen wird." Das nennt Höhler Freiheit der Wissenschaft. Also: die Wissenschaft ist 1. Glaube 2. Glaube auf das blose Zeugnis der Offenbarung (Kritik der Offenbarung ist also nicht erlaubt) 3. dieser blinde Glaube soll auch noch Freiheit der Wissenschaft sein! Im Folgenden legt er das noch ausführlicher dar: „Es ist absolut gleichgiltig, wenn neue Codices gefunden werden; denn Himmel und Erde werden vergehen, aber die Worte Christi, worin er den ewigen Beistand des hl. Geistes der Kirche verspricht, werden nicht vergehen." Also immer ein Drehen im Kreise! Wenn Schell sagt: die Theologie sei auch Wissenschaft, weil sie auf Thatsachen gründe, die bewiesen seien, so versteht H. darunter nur die Thatsache der Offenbarung, die geglaubt werden müsse und welche die Apologetik nur zu erläutern und zum wissenschaftlichen System zu verarbeiten die Aufgabe habe. Von Kämpfen, welche die Aufnahme des Aristotelischen Systems in die theologische Wissenschaft verursacht, weiß H. nichts. Daß die Schriften des Aristoteles im ersten Drittel des 13. Jahrh. verboten waren und Albertus seinen Schüler Thomas vor der Sorbonne gegen die Anklage der Heterodoxie vertheidigen mußte, ist selbst manchen Schülern bekannt. Ja die Kirchengeschichte! Entsetzen erregt ihm das Wort Schells: Wenn Aristoteles für die Scholastik verwertet wurde, warum soll in unserer Gegenwart die fortgeschrittene, vertiefte und erweiterte Philosophie der neueren Zeit mit der Offenbarung nicht in fruchtbare Bundesgenossenschaft gebracht werden? Dagegen sagt der Limburger Philosoph: „Unsere ganze Philosophie steht jetzt unter dem Zeichen des extremen Materialismus" (es gibt also auch einen gemäßigten Mat.) „und Naturalismus" (das sind also für H. zwei Dinge) „wonach der Mensch eine reine Naturkraft, eine belebte Maschine, Entwicklungssproß des Affen ist, wie soll da fruchtbare Verbindung möglich sein?" (Lesen Sie einmal mein „System der Philosophie," Herr Domkapitular!). Wenn Schell den germanischen Geist für Lösung der Zeitaufgaben besonders für berufen hält, so findet der Römer, „daß jener germanische Geist vom katholischen Geist in keiner Form, die noch katholisch ist, etwas wissen will. Nur deutschkatholischer, altkatholischer und ähnlicher" (nämlich Schellscher) „Katholizismus finden im germanischen Lager Gnade. Denn diese erkennt er instinktiv als Fleisch von seinem Fleische. Den germanischen Geist wollen wir England überlassen." Auch die bessere Benützung der hl. Schrift, die Schell nnd Manning gefordert hatten, ist

7. Statt Steigerung der Gegensätze dürfte Annäherung an das Empfinden der Gegenwart auf allen Gebieten am Platze sein. „Die Kirche entfremdet mehr als daß sie verführte; wieviele von uns wären freie Geister, wenn es nicht die Kirche

---

ihm ein Gräuel. „Wir haben keine Ursache, unsere Predigten zu Bibelstunden zu machen.“ Von Inferiorität will er nichts wissen. „Wenn politisch die Katholiken obenan sind, wie kann dann der Katholik inferioren Geistes sein? In der Politik begegnen sich sozusagen alle anderen Beziehungen unseres Volkslebens.“ Manning sagt im Gegensatz zu dieser bei unseren klerikalen Kreisen im Schwange stehenden Apotheose des politischen Getriebes: „Der tiefste und letzte Grund (welcher allen Wiedervereinigungsversuchen im Wege steht,) ist das Überwiegen des politisch-kirchlichen Elements in der römischen Kirche und dem entsprechend das Zurückweichen des religiösen Geistes vor den irdisch-politischen Tendenzen.“ Sein Kollege Braun hatte Schells Citate aus der Purcellschen Manningbiographie beanstandet. Gleich ist Höhler bei der Hand: „Die Berufung auf Manning ist fast durchweg verfehlt, und Herr Schell wird für die Ideen, welche er unter der Firma Manning einführt, selbst die Verantwortung zu tragen haben.“ Das ist nichts anderes als der verblümte Vorwurf, Schell habe eigne Ideen unter fremder Firma eingeschmuggelt! Nun sollte man denken, der Rezensent, der eine solche unerhörte Anklage vorbringt, habe das Original mit den Schellschen Citaten verglichen und bringe eingehende Beispiele einer Textfälschung. Quod non! So wenig als er bei seiner Polemik gegen Funk Quellenstudium mitbrachte. (Funk hat ausführlich gezeigt, daß H. von den einschlägigen Dokumenten keine Ahnung habe; aber schwätzen muß er doch in alles.) Höhler gesteht zu, daß er „leider nicht in der Lage sei, zu kontrolliren, was Marke Manning und was Marke Schell ist!!“ Wie nennt man so etwas vom moralischen Standpunkt aus? Höhler versteht offenbar kein Englisch so wenig als sein Würzburger College, der sich, wie es heißt, den Purcell vorübersetzen ließ. Thatsächlich hat Schell durchweg richtig übersetzt und umgekehrt Braun oder vielmehr dessen weibliche Hilfskraft die gröbsten Schnitzer begangen, s. Gerhard Wahrmut, Cardinal Mannings letzte Schrift: Neun Hindernisse für den Katholizismus in England. Einzig autorisirte Übersetzung aus Edm. Sheridan Purcell's „Life of Card. Manning“, Würzb. bei Göbel S. VII ff. Höhler schließt seine Schmähschrift mit einem Dithyrambus auf den Limburger Bischof Klein, den er zu einem großen Genie macht gleich Görres, Möhler, er gehöre „unter die Namen, welche die neuere christliche Bewegung groß gemacht“ (S. Gnaden hat die Schrift selbst approbirt, das Lob wird also „korrekt“ sein) und mit einer Verherrlichung des offiziellen Lehramts der Kirche, das nur den Bischöfen zustehe, ohne deren Zustimmung nichts gelehrt und gedruckt werden dürfe. Professoren hätten kein Recht, Hypothesen aufzustellen; Ketzereien wären auch nur Hypothesen gewesen; nicht blos bis zum Entscheid der Kirche sei die Wahrheit festzuhalten sondern auch vorher. Lehrmeinungen dürften nicht geduldet werden. Doch wir wollen schließen. Das Angeführte wird genügen, über die Gelehrsamkeit und den Charakter

gäbe?" — dieses entsetzliche Wort Nietzsches sollte gewissen Leuten im Ohre klingen, die in der furchtbar ernsten Zeit nichts besseres zu thun wissen als den Riß zu erweitern und die moderne Wissenschaft und Kunst so schlecht wie möglich zu machen!*

---

des kritisirenden Prälaten den nötigen Aufschluß zu geben. Zu dem letzten Gedanken möchte ich nur den Satz Schells beifügen und zu beherzigen geben: „Die Autorität findet ihren Triumph nicht darin, daß sie die Freiheit hemmt, sondern darin, daß sie die Freiheit befruchtet und schützt."

* „Es gab" sagt Erzbischof Ireland, „manche Lacordaires, welche die Pflicht der Gegenwart erkannten und proklamirten; aber ihre furchtsamen Gefährten ließen sie im Stich, die Reaktionäre klagten sie eines gefährlichen Liberalismus und halber Ketzerei an und sie waren gezwungen zu schweigen. Die Meisten sahen nur die Laster des Zeitalters und sie sprachen ihr Anathem mit aller Kraft; die guten und edlen Bestrebungen entgingen ihnen und sie sträubten sich, an sie zu glauben. Die Zeit war für sie die finstere „Welt," gegen welche Christus seine Jünger auf die Hut gesandt. Sie jemals dem Evangelium zu gewinnen, gehörte in die Reihe der verlorenen Hoffnungen. Man dachte, nicht weniger als ein eklatantes Wunder sei notwendig, so etwas zu stande zu bringen, und bis zu diesem Wunder sei für die Diener Christi am Platz, die Winterquartiere in den Sakristeien und Tempeln zu nehmen, wo sie, umgeben von einer kleinen Truppe Auserwählter, sich und ihre Freunde vor dem herrschenden Contagium bewahrten. Die Zeit, sich selbst und falschen Führern überlassen, wandte sich jedes Jahr mehr und mehr von der Kirche ab, während diese ihre Kräfte sozusagen im Isolirzustand hielt." Der Kirchenfürst von S. Paul predigt den „neuen Kreuzzug, den glorreichsten der Kreuzzüge: Kirche und Gegenwart, einigt euch im Namen der Menschlichkeit, im Namen Gottes! . . Ich suche nicht herabzusteigen in die Vergangenheit jenseit des Ozeans der Zeiten; ich blicke vorwärts. Ich glaube, die Gegenwart ist besser als die Vergangenheit und die Zukunft besser als die Gegenwart." Die Anbeter des Mittelalters nennt der Bischof Leute, welche den Niagara in den Eriesee zurückstauen wollen. „Wir können, wenn wir wollen, unsere Zeit zum erbarmungslosen Feind der Religion machen. Es ist möglich, durch Härte und Kälte sie zur Verzweiflung zu bringen und das, während die Irreligion und der Weltgeist „klug in ihrer Art" uns die heiligen Parolen rauben, welche die Zeit sich sehnt zu hören und welche zu sagen wir uns weigern . . es liegt an uns, diese Zeit zu verderben oder aus ihr ein ergebnes und dankbares Kind der christlichen Religion zu machen." . . . „Der Stifter des Evangeliums hat uns gesagt, daß ein guter Hausvater Altes und Neues aus seinem Schatze zieht. Heutzutage müssen wir Neues hervorziehen!" . . . „Was uns fehlt, ist rastlose, couragirte Thätigkeit, die uns in den Stand setzt, uns an die Spitze des Publikums zu stellen. Uns Katholiken steht es zu, die Ersten zu sein und am lautesten zu sprechen! Lassen wir uns überflügeln, sagen wir dann nicht hintennach, wenn die Citadelle genommen: ‚wir sind die

§ 12. Hindernisse der Versöhnung im protestantischen Lager.

Haltet inne auf euerem Wege und schaut und fragt nach den alten Wegen, welches der gute Weg sei, und wandert darauf, so werdet ihr Erquickung finden für eure Seelen. Aber sie sprechen: Wir wollen nicht darauf wandeln! Jeremias 6, 16.

„Wenn ich eine Vorliebe für die katholische Kirche hege“ sagt Hillebrand in seinem so interessanten Essay über „Zeiten, Völker und Menschen,“ „so rührt das daher, daß sie mich mehr an eine natürliche Mutter und nicht so sehr an eine gemietete Amme erinnert wie ihre Rivalin. Auf der Theorie von der fortdauernden Offenbarung, von der Unfehlbarkeit der Kirche beruht ihre Größe. Der Protestantismus hat, nachdem seine Autorität der Bibel und der christlichen Grundlagen gebrochen ist, keinen positiven Halt mehr.“ Es ist nicht zu leugnen: soweit der Protestantismus positiv ist, soweit ist er katholisch; soweit er sich von der altchristlichen Tradition losgemacht hat, kann er auch nicht mehr als christliche Religion, sondern nur mehr als Kritik in Betracht kommen. Die Frage der Rechtfertigung, die zunächst den Anstoß zur Kirchentrennung gegeben, ist durch das Tridentinum so meisterhaft gelöst, daß die katholische Lehre von dem Verhältnis des Glaubens und der Gnade zu den Werken stillschweigend in die protestantische Doktrin aufgenommen wurde. Kein Pastor lehrt mehr, daß die guten Werke unnütz, ja schädlich wären zur Seligkeit, daß Gott oder der Satan den Menschen reite und ohne sein mindestes Zuthun zur Seligkeit oder Verdammnis führe, daß der Mensch prädestinirt sei ohne sein Verdienst oder Verschulden u. s. w. In all dem hat man sich dem katholischen Dualismus anbequemt, hilft sich aber, um doch noch einen Gegensatz zu gewinnen, durch

---

wahren Retter‘! Es ist wahr, die andern können nicht wahrhaft helfen; aber glaubt mir, das Volk wird einfach sprechen: ihr kommt zu spät! . . Kann man Furcht haben für die Religion? Das ist gerade, wie wenn man mich fragte: Muß man fürchten für die ewige Wahrheit? für das Reich des Allmächtigen?“ Ireland, L’Église et le Siècle. Conferences et discours publiés par Felix Klein. Paris 1894, p. 31, 86, 89, 172, 220.

die Verdächtigung der katholischen Tugendlehre als bloser „Werkheiligkeit," welche die göttliche Gnade mißachte. Nun solche Werkheiligkeit, wie sie die katholischen Heiligen zu Tage gefördert, stünden auch der protestantischen Kirche schön, und selbst bezüglich der Reinheit des Motivs darf man wohl von den edlen Früchten auf die Gesinnung zurückschließen. Leider ist, wie Schell hervorgehoben, in der protestantischen Polemik der unredliche Kniff sehr in Schwung, die verschiedenen Tendenzen, welche sich im Kosmus der katholischen Glaubenslehre in harmonischem Gleichgewicht halten und gegenseitig stützen und tragen, ins Extrem zu deuten und zu verzerren. Die Wertschätzung der Jungfräulichkeit ist nun Verachtung der Ehe und es wird dem Katholicismus als Inkonsequenz angerechnet, daß er an die sacramentale Würde der Ehe glaubt, die Empfehlung der Räte und der freiwilligen guten Werke wird als Geringschätzung der pflichtgemäßen Sittlichkeit und der berufsmäßigen Tugend dargestellt, die Pflege des äußeren Gottesdienstes und der Ascese wird gestempelt zur Gleichgiltigkeit gegen die innere Gottesverehrung und ethische Gesinnung, das mystische Element des Katholicismus wird als völlige Abkehr von dem Leben, als thatloser Quietismus (Pfleiderer) gedeutet; das ganze Mittelalter gilt diesen Leuten als eine Zeit der Verachtung des Weltlebens und grundsätzlicher Verneinung der irdischen Wirksamkeit, als ob es im Mittelalter nur Einsiedler gegeben hätte, als ob nicht gerade die Durchsäuerung des Erdenlebens und -wirkens mit göttlichen Ideen und Strebungen das Prinzip des Katholizismus sei, wovon das mittelalterliche Staats-, Gesellschafts-, Kunst- und Wissenschaftsleben doch einen Begriff geben sollte. Umgekehrt gerade der protestantische Geist vollbrachte eine Spaltung und Zerreißung des innigen Bandes zwischen Natur und Übernatur, Gnade und Freiheit, Kirche und Staat, Nationalität und Kosmopolitismus, Fürstenhoheit und Volkstreue, wie es der Katholizismus in sich trägt. Der katholische Geist ist dieser Polemik nur eine mechanische, juristische Auffassung des Christentums, eine Vermaterialisirung der Erlösung; findet sich dieser Theorie zum Trotz doch noch eine ideal-ethische Erscheinung auf katholischem Boden, so zeigt sich darin der Einfluß des pro-

testantischen Princips, das allein den sittlichen Ernst vertritt; liegt die Erscheinung aber vor der Reformation, so ist sie eben Ausdruck der unsichtbaren Kirche, die hinter der äußeren Verweltlichung im Geheimen den Geist Christi fortpflanzte. Die zahlreichen Fälschungen der Geschichte, wie sie durch die Übermacht der protestantischen Forschung, freilich auch durch die Nachläßigkeit der Katholiken Heimatrecht und Geltung erlangt, sind diesem Beginnen sehr dienlich. „Unsere Professoren" sagt Hillebrand, „mögen sich noch so viele Illusionen über ihre Objektivität machen, über ihre wissenschaftliche Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit, über die Unfehlbarkeit ihrer wunderbaren Methode, sie haben, ohne es zu wollen und zu wissen, den protestantischen und nationalen Interessen gedient, ihnen zu Liebe die Geschichte gebeugt, in diesem Sinn die Thatsachen gesichtet und zusammengestellt." Daher das Aufsehen und die Entrüstung, wenn einmal eine katholische Darstellung die Sachen in etwas anderm Lichte zeigt. Daher die furchtbare Intoleranz, die, aus einem verzerrten Bild von der Kirche gewonnen, keine Rücksichten der allgemeinen Duldung und gesetzlichen Mitbürgerschaft nimmt und in geradezu bedrohlicher Weise für den Frieden des Staates um sich greift. Ein Bund, der ohne jeden positiven Halt einzig im Haß gegen die Mutterkirche sich Genüge thut, ihre Glieder von allen Ämtern und einflußreichen Posten zu verdrängen sucht und die Polemik mit allen Mitteln der Verleumdung führt bis zur Vernichtung des Gegners, kann doch nur einen völligen Defekt christlicher Gesinnung den Ursprung verdanken. Der Hinweis auf ähnliche Sünden im katholischen Lager ist keine Rechtfertigung solchen Vorgehens; denn es giebt außer der extremen Richtung in der Kirche doch noch vieles Anziehende und Erhebende, das für einen höheren Kommunionismus wohl Anknüpfungspunkte böte. Warum nicht den Blick auf die großen Zeiten und Gestalten der katholischen Kirche richten? Warum wie ein Aasgeier immer auf die faulen Stellen herabfliegen und sich an ihnen weiden? Warum jedes Wort, wie es da und dort fällt, hämisch ausbeuten und die eigne Rachsucht willkommen an ihm entzünden? Ist das evangelisch? Auf diesem Wege und mit dieser Methode kommen wir nie vorwärts. Wenn

die Schlagworte Inquisition, Bartholomäusnacht, Pulververschwörung, denen die Katholiken hundert andere und zwar auf nähere Dinge bezügliche entgegensetzen könnten, nie ihre Kraft verlieren sollen, wenn nie Gerechtigkeitssinn, Objektivität die Stelle der Leidenschaft und des Fanatismus einnehmen sollen, dann wäre es geratener, wenn beide Parteien in entlegenen Weltteilen Platz nähmen, wo sie vielleicht unter Wilden friedlichere Gesinnung anträfen. So kann es denn doch nicht fortgehen! Bloser Haß und tötliche Feindseligkeit um verschiedener Prinzipien willen ist das Verächtlichste, was es geben kann, auch wenn Grafen an der Spitze solcher Hetze stehen. Es macht den positiven Elementen im Protestantismus Ehre, daß sie von solchem Treiben sich angewidert fühlen und die unchristlichen Elemente des Protestantismus im evangelischen Bund das Wort führen lassen. „Lernen wir" sagte Stöcker mit Bezug auf ein vertrauliches Schreiben des evangelischen Bundes „doch endlich die Feindseligkeiten zwischen Christ und Nichtchrist als das kennen, was sie sind: als ein Blendwerk der Hölle, an dem niemand begründete Freude hat als die Mächte der Finsternis; reichen wir uns doch, die wir vor demselben Kreuz anbetend niedersinken, die wir bekennen, es giebt kein Heil außer in Christus, die Hand zum Bruderbund, zu gemeinsamen treuen Wirken und Schaffen, und wir brauchen fürder keine Umsturzvorlage und kein Sozialistengesetz." Von Stöcker stammt auch das Wort über die Liberalen, die Staatseinschreitung gegen die Christlich-Sozialen forderten: „Was ist das für ein elendes Volk! Wenn nur ihr Haß Befriedigung findet, geben sie alle Prinzipien auf." Konsistorialrat Schröder erklärte auf einer Berliner Konferenz: Lieber eine jüdisch-evangelische Ehe als eine katholisch-evangelische! In Hildburghausen wurde der Antrag, für die 800 Katholiken einen Seelsorger aufzustellen, zurückgewiesen mit der infamen Motivirung, daß der konfessionelle Friede bedroht sei! In Lippe wurde ein armseliges Postulat von 300 Mark für den katholischen Religionsunterricht der Gymnasiasten vom protestantischen Fanatismus abgelehnt trotz Befürwortung der Regierung. Als ein mecklenburgischer Gutsherr sich einen katholischen Kaplan anstellte, ließ die Regierung ihn noch 1852 über die Grenze schaffen,

weil der katholische Kultus nur durch landesherrliche Genehmigung in bestimmter Ortsbeschränkung gestattet sei. In Braunschweig müssen die Katholiken noch heute jedes Kind dem lutherischen Pastor anzeigen und von ihm taufen lassen. Nur mit Genehmigung desselben darf ein katholischer Priester taufen. Auf der Landessynode beantragte ein Jurist die Aufhebung dieser Bestimmung wegen Gewissensbedrückung; aber die Pastoren verhinderten die Annahme des Vorschlags, es sei diese Gepflogenheit ein Mittel der Kontrolle über die Katholiken (und wohl auch der Protestantisirung). Der Fabrikant Bolle entließ die katholischen Arbeiter, die seinen Hausgottesdienst nicht besuchen wollten. Als die Zeitungen die Sache an die Öffentlichkeit brachten, entließ er die sämtlichen katholischen Arbeiter, „um Ruhe zu haben.“ Welcher gemeine Cynismus! Und in protestantischen Blättern fand er noch Unterstützung z. B. im Reichsboten. Ähnlich machte es ein Amberger Fabrikant, der für die Protestantisirung seiner Arbeiter durch gemischte Ehen sehr thätig war. Während in katholischen Ländern der Protestantismus noch Bevorzugung genießt, sind die Katholiken in protestantischen von paritätischer Behandlung weit entfernt, was namentlich in Bezug auf Schulen, Gehalt der Geistlichen und Avancement im Beamtenwesen* gilt.

Es wäre Zeit, daß einmal ein versöhnlicherer Geist Platz griffe, wie er herrschte, als Novalis nach dem alten katholischen Glauben sich sehnte, „seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mitteilsamkeit, seine Freude an

* Einzelne Ausnahmen und zwar zu Gunsten der Extrem-Klerikalen auf Grund politischer Agitationen machen die Sache nicht besser, offenbaren vielmehr die Principlosigkeit der Staatsautorität, die gerade die versöhnlichen und geistig weit bedeutenderen Vertreter des Reformkatholizismus, die freilich keine politische Partei hinter sich haben, im Stiche läßt. Die Staatsautorität hätte eine wichtige Mission in der Gegenwart, wenn sie ihre Aufgabe verstände und ein Herz für Hebung des religiösen Zustandes im Volke, der doch auch für die rein politischen Verhältnisse von so großer Importanz ist, für Ausgleichung und Versöhnung der confessionellen Tendenzen bethätigte. Werden unsere Staatsmänner zu solch wahrhaft segensreicher Volksregierung sich erschwingen können? La carrière ouverte au talent! muß die Parole einer einsichtsvollen Staatsleitung sein.

der Armut, an Gehorsam und Treue" empfand und es offen aussprach: „Wir müssen nach der Heimat gehn, um diese hl. Zeit zu sehn. Die andern Weltteile warten auf Europas Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. Sollte es nicht in Europa wahrhaft heilige Gemüter wieder geben, sollten nicht alle wahrhaft Religionsverwandte voll Sehnsucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken und gern zusammentreten, um hl. Chöre anzustimmen?"

Jetzt muten uns solche Reminiscenzen und Sehnsuchtsklänge nach der verlorenen Kirche seltsam an; doch sind sie noch nicht ausgestorben, wenigstens nicht in den besseren und idealeren Geistern. Beim Olafjubiläum sprach Björnston, der große Dichter und Ethiker: „In Wirklichkeit sind wir doch näher verwandt mit denen, die Drontheims Dom erbaut haben als mit denen, welche ihn überkalkt, ausgeplündert und als Roßstall benutzt haben." Der Redner gab auch seiner Entrüstung Ausdruck, daß man den großen norwegischen König und Nationalhelden, welcher sein ganzes Leben der Verbreitung des Christentums widmete und zuletzt im Kampf mit heidnischen Empörern fiel, gleichsam aus dem Lande gejagt und seines Ruhms beraubt habe, nur weil er katholisch gewesen war.

Coleridge gab seinerzeit dem Schmerz über die Religionsspaltung ergreifenden Ausdruck:

„So schieden wir auf Nimmerwiedersehen,
Doch keiner fand Ersatz für das Verlorne,
Noch Lind'rung für des Herzens herbe Pein,
Die Trennungswunde wollte nicht vernarben —
Zwei Riffe, die ein Sturm gespalten hat,
Und zwischen ihnen wogt die öde Flut."

Die Frage der Rekatholisirung ist zugleich die Frage der religiösen Wiedergeburt, der Wiederbesinnung auf den transcendenten Hintergrund des Daseins und seine unabgebrochene Manifestation in der Geisterwelt. „Fromme Ehrfurcht vor einem großen Unbekannten" sagte Carlyle in seinem Abschiedsruf an die Studenten, „bildet einen hl. Thronhimmel, unter dem alles wachsen muß. Alles ist verloren und vergeblich, wo dieser fehlt. Wissenschaftliche und technische Fertigkeiten sind

vortrefflich und nützlich, aber im Vergleich hiemit sind sie nur gleichsam das Zubehör zur Werkstätte eines Schmieds .... Du trägst nur eine Fackel zum Niederbrennen, keinen Hammer zum Aufbauen? Dann sei schönstens bedankt und lebe wohl! Sagen Sie ihnen, sie müßten die ewigen Orakel befragen, die noch nicht verstummt sind und auch nicht verstummen werden, wenn man sie nur würdig zu rate zieht, das zeitliche Lärmen, Drohen und Rasen dagegen ganz und gar bei Seite lassen! Mögen sie Weisheit lieben, wie Weisheit, wenn sie ihre Schätze hergeben soll, geliebt werden will: mit frommen, tapferen, demütigen Sinn, inniger als das Leben selbst oder Preise dieses Lebens, von ganzem Herzen und von ganzer Seele."

Wo echter religiöser Drang, da ist Verständnis unter den Suchenden möglich; da ist mindestens ruhiges Nebeneinanderbestehen und freundliches Zusammenwirken zu den vielen ernsten Aufgaben des Lebens und der Zeit zu hoffen. Ein Schärflein zu diesem Ziel beizutragen, in Mitte des Kampfgeschreis ein ruhiges Wort zu beiderseitigem Nachdenken im irenischen Sinne zu sprechen, war die Absicht vorliegender kleinen Schrift. Möge die wohlgemeinte Mahnung nicht fruchtlos verhallen!

Andreas Göbel's Verlagsbuchhandlung, Würzburg.

Berninger M. A., Pfarrer und Schulinspektor. Der Erstkommunikanten-Unterricht. Den Kommunionkindern gewidmet. Gebunden 25 ₰
— Die geistliche Schulaufsicht in der Volksschule, ihre Berechtigung und Ausübung. 2. verm. Auflage. 70 ₰

Dornstetter, Dr. Paul, Das endzeitliche Gottesreich nach der Prophezie. ℳ 1.80

Ehrhard, Dr. A., Univ.-Prof., Die Apostellehre. Uebersetzung des griechischen Textes und Litteraturangaben. 50 ₰

Emmerich, Dr. Franz, bischöflich geistl. Rat und Domcapitular. Der hl. Kilian, Regionarbischof u. Martyrer. Histor.-kritisch dargestellt. ℳ 1.50

Faulhaber, Dr. M., Die griechischen Apologeten der klassischen Väterzeit. I. Buch. Eusebius von Cäsarea. Preisgekrönte Schrift. ℳ 1.40

Hennemann, Dr. C., Die Heiligkeit Jesu als Beweis seiner Gottheit. ℳ 2.—

Kilgenstein, Dr. Jakob, Die Gotteslehre des Hugo von St. Victor, nebst einer einleitenden Untersuchung über Hugos Leben und seine hervorragendsten Werke. Eine von der theologischen Fakultät der Universität Würzburg gekrönte Preisschrift. ℳ 2.50

Knecht, Dr. August, Die Religionspolitik Kaiser Justinians I. Eine kirchengeschichtliche Studie. ℳ 2.—

Kuhn, Dr. Ph., Die Christologie Leo's I. des Großen in systematischer Darstellung. ℳ 1.—

Peregrina C., Feierglocken zu heiligen Freudentagen. Gebunden in Ganzleinwand, Goldschnitt (Geschenkband) ℳ 3.—

Rügamer, Dr. M., Leontius von Byzanz. Ein Polemiker aus dem Zeitalter Justinians. ℳ 2.—

Scherer, Dr. phil. K. Chr., Das Tier in der Philosophie des Herman Samuel Reimarus. Ein Beitrag zur Geschichte der vergleichenden Psychologie. ℳ 2.50

Scheurer, Dr. Gg., Das Auferstehungsdogma in der vornicänischen Zeit. Eine dogmengeschichtliche Studie. ℳ 1.50

Scholastikus, Dr. Joh., Stellung des katholischen Religionsunterrichts in der Volksschule im Lehrplane der Jünger Herbarts. 50 ₰

Seitz, Dr. A., Die Apologie des Christenthums bei den Griechen des IV. und V. Jahrhunderts in historisch systematischer Darstellung. ℳ 3.—

Sobkowski, Dr. L., Episkopat und Presbyterat in den ersten christlichen Jahrhunderten. ℳ 1.—

Thomas v. Aquin, Von den göttlichen Eigenschaften und der Seligkeit. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Fr. Abert, Univ.-Prof. Brosch. 50 ₰ Geb. 75 ₰

Thomas v. Aquin, Compendium theologiae. Text mit deutscher Übersetzung und erläuternden Anmerkungen von Dr. Fr. Abert, Professor der Dogmatik an der Universität Würzburg. 1896. Gr. 8⁰. 515 Seiten. Brosch. ℳ 4.— Gebunden in Halbfranz. (Originalband) ℳ 5.50

Treppner M., Gymn.-Professor. Patriarchat von Antiochien von seinem Entstehen bis zum Ephesinum 431. Eine historisch-geographische Studie. ℳ 1.50
— Die Vorbereitung der Erstkommunikanten an den Mittelschulen. I. Teil ℳ 1.50 II. Teil ℳ 1.50
— Religiös-pädagogische Vorträge. ℳ 1.60